Das bemooste Haupt

oder

Der lange Israel.

Schauspiel in vier Akten

von

A. Benedix

Das bemooste Haupt

oder

Der lange Israël.

Schauspiel in vier Akten

von

R. Benedix.

Wesel,
Becker'sche Buchhandlung.
1840.

KÖNIGLICHE UNIVERSITÄTS BIBLIOTHEK BERLIN

Personen.

Präsidentin Roth, Witwe.
Amalie, ihre Nichte.
Marquis Dixième.
Hauptmann Billstein.
Alsdorff, }
Hempel, }
Volk, }
Mantius, } Studenten.
Bärmann, }
Justi, }
Reuter, }
Finke, }
Strobel, Stiefelputzer.
Hannchen Rebe, Rätherin.
Bediente der Präsidentin.
Kellner, Studenten.

Der Ort der Handlung ist in den ersten 3 Akten eine Universitätsstadt, im letzten Akte auf einem Dorfe.

Erſter Akt.

Erſte Scene.

Zimmer bei der Präſidentin Roth.

Präſidentin. Marquis.

(kommen aus dem Nebenzimmer.)

Präſidentin.

Sie werden unerträglich mit Ihrem ewigen Mahnen und Erinnern, Herr Marquis; ſuchen Sie ſelbſt das Herz meiner Nichte zu gewinnen, das iſt die rechte Art eines Liebhabers.

Marquis.

Sie ſcheinen Ihre Nichte ſehr wenig zu kennen, Frau Präſidentin, Sie würden ſonſt nicht ſo ſprechen.

Präſidentin.

Wie ſo?

Marquis.

Es gibt nur zwei Fälle. Entweder iſt Ihre Nichte verliebt — dann iſt ſie es nicht in mich

— oder ſie iſt nicht verliebt — dann will ſie eben ſo wenig etwas von mir wiſſen. In beiden Fällen alſo kann ich nur durch Ueberredung und etwas Zwang von Ihrer Seite zum Ziele gelangen.

Präſidentin.

Und welchen Anſpruch haben Sie auf meine Mitwirkung?

Marquis.

Weil meine Wünſche mit Ihren Plänen zuſammentreffen.

Präſidentin.

Mein Herr!

Marquis.

Sie wünſchen Ihre Nichte verheirathet zu ſehen — gleichviel an wen, weil Sie fürchten, ſie möchte Ihnen in Ihren eignen Plänen im Wege ſtehen.

Präſidentin. (heftig)

Woher wiſſen Sie das?

Marquis.

Aus Ihrem eignen Munde, ſchöne Frau. Wozu Verſtellung unter uns? Sie wiſſen recht gut, daß es mir verdammt ſchwer fallen würde, den Stammbaum meines Elſäßiſchen Adels nachzuweiſen und kennen mein ganzes, ziemlich abentheuerliches Leben. Ich kenne dagegen eben ſo

gut Ihre Machinationen in gewiſſen Punkten — denn ich war ja oft Ihr Helfershelfer, ſogar einmal Ihr Anbeter.

Präſidentin.

Sie ſind unerträglich!

Marquis.

Nicht böſe ſein, ſchöne Frau. Warum ſollen ſich zwei Verbündete, wie wir, überwerfen, noch oben drein, da ſich unſer Intereſſe ſo ſehr begegnet. Ihnen kam es ſehr ungelegen, daß Amaliens Vormund ſeine Mündel Ihnen zur Einführung in die Welt übergab. Sie wollen ſie um jeden Preis entfernen. Ich brauche eine junge, hübſche Frau, noch mehr aber ihre 30,000 Thaler — das arrangirt ſich vortrefflich.

Präſidentin (ſeufzend).

Leider haben Sie Recht. Ich muß ſchon etwas für Sie thun, um Ihr Schweigen über gewiſſe Punkte zu erkaufen. Hören Sie alſo. Sie wiſſen, ich liebe den Hauptmann, wir ſind halb und halb verlobt; allein noch immer zögert er mit der Unterſchrift des Contracts und ich fürchte —

Marquis.

Daß gewiſſe Blicke zwiſchen ihm und Ihrer Nichte —

Präſidentin.

Das kümmert Sie nicht. Sprechen Sie in meinem Auftrage mit dem Hauptmann und ſchaf-

sen Sie mir seine Unterschrift — so stehe ich Ihnen für Amaliens Einwilligung.

Marquis.

Es gilt. Ich sehe den Hauptmann kommen. Lassen Sie mich mit ihm allein.

Präsidentin.

Wohl, ich gehe. Machen Sie Ihre Sachen klug — ich kann im Nebenzimmer alles hören. (ab.)

Zweite Scene.

Marquis (allein).

Also wirklich so sehr in den Hauptmann verliebt, Madame? Nun, ich nehme es Ihnen so übel nicht — er ist ein hübscher Mann. Aber er, wie bin ich mit ihm daran? Anfangs schien er wirklich Gefallen an der Präsidentin zu finden, allein seit Amalie hier ist, ist er etwas kopfhängerisch geworden. Halt! Dabei könnte man ihn am besten fassen. Wir wollen es versuchen.

Dritte Scene.

Hauptmann Billstein. Marquis.

Hauptmann (grüßend).

Herr Marquis.

Marquis.

Es freut mich, Sie wohl zu sehen, Herr Hauptmann.

Hauptmann.

Iſt die Frau Präſidentin ſichtbar?

Marquis.

Sie iſt ausgefahren und hat mir einen Auftrag an Sie hinterlaſſen.

Hauptmann.

Einen Auftrag?

Marquis.

Zuvörderſt erlaube ich mir, Ihnen in meiner Perſon einen glücklichen Bräutigam vorzuſtellen.

Hauptmann.

Gratulire. Darf man wiſſen, mit wem?

Marquis.

Mit Fräulein Amalie.

Hauptmann, [illegible] (raſch).

Der Präſidentin Nichte?

Marquis.

So iſt's.

Hauptmann (heftig).

Nicht möglich!

Marquis.

Warum nicht möglich?

Hauptmann (ſich faſſend).

Ei nun, verſtehen Sie mich recht — ein

Ausdruck der Ueberraschung. Das hat sich ja recht schnell gemacht.

Marquis.

Das eben nicht. Wir liebten uns längst im Stillen. Gestern war ich bei ihrem Vormund, wo alles schriftlich in Ordnung gebracht wurde.

Hauptmann (für sich).

Eine bittre Lehre mehr in meinem Leben. (laut) Darf ich um Ihren Auftrag bitten?

Marquis.

Die Frau Präsidentin ist etwas befremdet über Ihr Zögern in einem gewissen Punkte.

Hauptmann.

Je nun, man überlegt doch erst.

Marquis.

Herr Hauptmann, lassen Sie uns als Männer offen sprechen. Sie kamen aus dem Felde zurück und fanden, daß die Präsidentin alte Ansprüche auf Ihr väterliches Vermögen geltend machte. Der Fürst, der Sie schätzt, und eben so die Präsidentin, meint, der Prozeß wäre am besten durch eine Verbindung zwischen den streitenden Partheien zu schlichten. Sie gehorchen dem Winke, machen der Präsidentin Ihre Aufwartung — Sie gefallen ihr — sie gefällt Ihnen — man nähert sich, man spricht sich aus — die

Sache scheint sich zu machen. Warum zögern Sie jetzt noch mit der Unterschrift des Contracts, da Sie doch schon um die Hand der Präsidentin förmlich geworben, da Sie bereits ihre Zusage erhalten haben?

Hauptmann.

Jetzt zögere ich nicht mehr — es war eine Grille — gleichviel — jetzt bin ich zu allem bereit. (heftiger) Auf der Stelle, in diesem Augenblicke, wenn Sie wollen!

Marquis.

Madame gab mir den Auftrag, als einem alten Freunde ihres Hauses, und ich vollführe ihn mit Freuden. Da es Ihnen also gefällig ist, gehen wir zum Notar.

Hauptmann

Ich bin bereit. (Beide ab.)

Vierte Scene.

Präsidentin.

Endlich habe ich mein Ziel erreicht. Brav gemacht Herr Marquis! Es war die höchste Zeit, denn den Prozeß konnte ich nicht gewinnen. Also mein ist jetzt das schöne Gut und — nun, warum soll ich es mir nicht selbst gestehen — der Hauptmann dazu ist mir nicht unlieb. Die Speculation war gut, einen hübschen Mann und ein schönes Gut mit einem Schlage.

Fünfte Scene.

Präſidentin. Bedienter.

(gleich darauf) Juſti.

Bediente (meldet).

Herr Juſti (ab).

Juſti (tritt ein).

Präſidentin (kalt).

Sie ſind Herr Juſti?

Juſti.

Zu Befehl.

Präſidentin.

Ich habe Ihr Schreiben erhalten. Es thut mir leid, nichts für Sie thun zu können, allein ich habe durchaus keinen Einfluß auf die Beſetzung von Stellen.

Juſti.

Ich bitte um Entſchuldigung, Frau Präſidentin, — man ſagte mir —

Präſidentin.

Ja ſonſt, als mein Gemal noch lebte, konnte ich wol zuweilen eine Fürbitte einlegen — allein jetzt iſt das vorbei.

Juſti.

Ich weiß doch, daß der jetzige Herr Präſident, Ihr Schwager ſehr auf Ihren geſchätzten Rath Rückſicht nimmt. Sie würden durch

Ihre Verwendung mich sehr glücklich machen. Mutter und Schwester bedürfen meiner Unterstützung.

Präsidentin.

Bedaure wirklich, nichts thun zu können.

Justi.

Meine Zeugnisse sind gut, durchgängig gut.

Präsidentin.

Wie gesagt ich bedaure. So viel ich weiß, ist auch die Stelle bereits vergeben

Justi.

Vergeben sehen? An wen?

Präsidentin.

An Herrn Hittorf, wenn ich nicht irre.

Justi.

Nicht möglich — er ist ja im Examen beinahe durchgefallen.

Präsidentin.

Darüber habe ich nicht zu entscheiden — ich wiederhole es Ihnen, ich habe durchaus keinen Einfluß und bedaure recht sehr.

Justi (geht niedergeschlagen ab).

Sechste Scene.

Präsidentin.

Einfältige Menschen, die nicht begreifen, daß man seinen Einfluß nicht umsonst verwendet.

Ueberhaupt wird das wol bald aufhören, denn mein Schwager fängt an, sehr unfügsam zu werden. Doch nun zu andern Dingen. Mein Scharfblick hat mich nicht getäuscht. Der Hauptmann fühlt etwas für Amalien. Und sie für ihn? Wahrscheinlich, gewiß. Mein Glück ist, daß es noch zu keiner Erklärung zwischen ihnen gekommen ist. Allein um jeden Preis muß ich mir die Nebenbuhlerin vom Halse schaffen. Hm, der Marquis ist gut genug für dieses trotzige, eigensinnige Mädchen. Zwar hat sie sich bisher standhaft geweigert, seinen Bewerbungen Gehör zu geben — indessen vielleicht hilft dasselbe Mittel, das bei dem Hauptmann angeschlagen hat. Ich will es gleich versuchen.

Siebente Scene.

Präsidentin. Amalie.

Präsidentin.

Eben recht, daß du kömmst, liebe Amalie. Ich stelle mich dir als Braut vor. Der Hauptmann hat so eben den Contract unterschrieben.

Amalie.

Nicht möglich!

Präsidentin.

Warum finden Sie das nicht möglich, Fräulein Richte?

Amalie.

Verzeihen Sie, liebe Tante, ein Ausdruck der Freude. —

Präſidentin.

Nun es mag ſein. Du wirſt finden, daß wir ſehr zuſammen paſſen.

Amalie (zerſtreut).

O ja!

Präſidentin.

Doch von dir zu ſprechen, wirſt du nicht endlich dem Marquis dein Jawort geben?

Amalie

Warum dringen Sie ſo auf dieſe Verbindung?

Präſidentin.

Ich wünſche dich verſorgt zu ſehen — dein Vormund auch — und der Marquis ſcheint mir eine recht paſſende Parthie für dich zu ſeyn. Haſt du etwas an ihm auszuſetzen?

Amalie.

Wie könnte ich das? Seit 14 Tagen erſt bin ich bei Ihnen, ich kenne ihn noch kaum.

Präſidentin.

Allein ich kenne ihn und ich hoffe, du wirſt auf meine Empfehlung etwas geben.

Amalie.

Gewiß liebe Tante, und da Sie ſo ſehr in mich dringen — Sie ſollen noch heute meine Entſcheidung haben.

Präsidentin.

Gut, mein Kind. Du wirst dich wie ein verständiges Mädchen betragen und ich hoffe, daß dein Kopf noch nicht von Romanideen eingenommen ist (ab).

Achte Scene.

Amalie.

Romanideen? Was nennt man so? Sind es Romanideen, wenn man den Gefühlen Gehör gibt, die die Ahnung eines unendlichen Glückes in sich tragen? — Ach, sie haben mich getäuscht. Schienen nicht seine Blicke mir etwas zu sagen, das in meinem Innersten Anklang fand? Hatte ich Unrecht, aus der zarten Zurückhaltung seines Benehmens gegen mich, das für gewiß zu folgern, was mein Herz wünschte. Und jetzt — noch ehe ich mir selbst klar geworden bin — ist es schon vorbei. Er konnte sich an diese kalte, herzlose Frau verkaufen — er hat keinen Sinn für das, was allein glücklich macht. Sei es — ich will alles unterdrücken. Muß ich mich vermälen, muß ich dem Drängen der Meinigen nachgeben — warum nicht mit diesem Marquis? Ist mir doch alles gleichgültig geworden, ist mir es doch, als habe eine tödtende Kälte mein Herz erfaßt. Mag es darum sein. Ich dachte nicht, das Band für das Leben so kaufmännisch abzuschließen. (ab.)

Verwandlung.

(Saal in einem gewöhnlichen Wirthshause. Hölzerne Tiſche und Bänke. Bierkrüge. Ein Kellner geht während der ganzen Scene ab und zu und bedient die handelnden Perſonen.)

Neunte Scene.

Alsdorff (tritt ein).

Noch immer nicht. Bis 7 Uhr habe ich ihn beſtellt und er kömmt nicht. Der Menſch iſt doch ein ſchwaches Geſchöpf. Bildete ich mir nicht ein, längſt Herr meiner Gemüthsbewegungen zu ſein, und jetzt treibt mich die Erwartung unruhig umher. Und um was? Um elendes Geld. Doch nein. Es iſt meine letzte, langgenährte Hoffnung, die erfüllt werden ſoll oder nicht. Warum glaube ich ſo feſt an das Nicht-erfüllt-werden? Je nun, ich bin das ſo gewohnt.

Zehnte Scene.

Alsdorff. Strobel.

Alsdorff.

Endlich. Nun?

Strobel.

(reicht ihm ſchweigend ein Paket und einen Brief).

Alsdorff.

(ſieht beides an, ohne es zu nehmen, reſignirt.)

Ich weiß genug. Wirf den Wiſch in's Feuer.

Strobel.

Aber so lesen sie doch erst, lieber Herr.

Alsdorff.

Wozu noch lesen? Du bringst das Manuscript zurück — ich weiß genug.

Strobel.

Aber es könnte doch in dem Briefe etwas anderes stehen.

Alsdorff.

Ich will dir sagen, was darin steht.

Strobel. (macht den Brief auf und liest nach).

Alsdorff.

Ew. Wohlgeboren sende anbei das Manuscript zurück und bedaure, davon keinen Gebrauch machen zu können. Hochachtungsvoll u. s. w.

Strobel.

Weiß Gott, beinahe Wort für Wort.

Alsdorff.

Siehst du, altes Haus, wenn man schon viel dergleichen Briefe erhalten hat, lernt man nach und nach den Styl auswendig.

Strobel. (wirft das Paket zu Boden).

I, so wollte ich doch, daß das heilige —

Alsdorff.

Was machst du? Mein Manuscript.

Strobel.

Ei, in's Teufels Namen, der Bettel ist nichts besseres werth.

Alsdorff. (lachend).

Meinst du?

Strobel.

Das ist nun schon der sechste Buchhändler, der es zurückschickt.

Alsdorff.

Und der letzte.

Strobel.

Warum das?

Alsdorff.

Weil ich es keinem mehr anbieten werde.

Strobel.

Ja so! Na, da mag es liegen bis — doch nein, ich will Fidibus daraus machen.

Alsdorff. (lachend.)

Welcher Unterschied ist nun zwischen einem Buchhändler und dir. Jener verwirft meine mühsame, fleißige und nicht schlechte Arbeit mit nichts sagenden Redensarten, und du wirfst sie mit dem Fuße von dir.

Strobel.

Na Herr, sein Sie nicht böse — ich meinte — ich ärgerte mich —

Alsdorff.

Sei ruhig, Strobel; ob du es jetzt zu Fidibus machst — oder ob es erst als Maculatur zu der Ehre gelangt wäre, das gilt im Grunde gleich.

Strobel.

Aber warum nehmen denn die Buchhändler das Werk nicht an? Ich bin fest überzeugt, es ist etwas gutes und da müßten sie es doch drucken?

Alsdorff.

Meinst du? O du bist noch weit zurück in der Cultur. Doch lassen wir das. Da liegt meine letzte Hoffnung, und Geld muß ich haben.

Strobel.

Ja, woher nehmen und nicht stehlen?

Alsdorff.

Schaffe Rath. Ich habe es Hannchen versprochen — und wenn auch nicht — ich muß Geld haben.

Strobel.

Pressirt es denn so? Wir haben ja noch sechs Wochen Credit im Speisehause?

Alsdorff.

Was schwatzest du? Als ob ich je meinetwegen so gesprochen hätte. Wer hat mich gepflegt, als ich vier Monate am Nervenfieber krank lag?

Strobel.

Nun, Mamſell Hannchen — und ich auch ein bischen mit.

Alsdorff.

Wer hat die theure Medicin bezahlt, als meine Einnahmen aufhörten — und die Krankenſpeiſen und alles, alles?

Strobel.

Wieder Mamſell Hannchen.

Alsdorff.

Nun? Und haſt du vergeſſen, daß, als ich kaum geſund war, ihre Mutter erkrankte, und nach drei viertel Jahren ſtarb? Daß Hannchen, die Tag und Nacht bald arbeitete, bald die Mutter pflegte, doch nicht das Nöthige erwerben konnte? Daß meine Lectionen in meiner Krankheit verloren gingen und ich ärmer bin, als je? Daß mein armes Hannchen alles verſetzen und verkaufen mußte, was ſie nicht zur höchſten Nothdurft brauchte?

Strobel.

Was werde ich es denn vergeſſen haben? Ich habe ja ſelbſt die Fähnchen fortgetragen, eines nach dem andern. Herr, ich gehe ſonſt gern für Mamſell Hannchen — aber das iſt mir ſauer geworden.

Alsdorff.

Nun, was fragſt du noch? Hannchen muß

morgen 40 Thlr. haben, die dringendste Schuld zu bezahlen. Ich habe Tag und Nacht gearbeitet, mein Buch fertig zu bringen; ich freute mich, mit einem geringen Honorar meine drückende Schuld gegen sie abtragen zu können — da liegt der Wisch, meine und ihre letzte Hoffnung ist vernichtet! (geht auf und ab).

Strobel.

Ich bin immer zufrieden gewesen mit meinem Schicksale — aber zuweilen ist es doch fatal, so ein Lumpenhund zu sein.

Alsdorff.

Es muß sein!

Strobel.

Was?

Alsdorff. (ohne Strobel anzusehen).

Der Baron Störburg hat mir gestern 7 Louisd'or für den Pudel geboten.

Strobel.

Was? Für den Leo?

Alsdorff. (weich.)

Führe ihn hin und laß dir das Geld geben.

Strobel.

Den Leo?

Alsdorff.

Mache, mache!

Strobel.

Aber Herr — nein, den armen Hund können Sie nicht weggeben.

Alsdorff.

Laß das Reden.

Strobel.

Aber denken Sie nur, Sie haben den Hund so lieb — nein, es geht nicht. Wenn Sie nun des Morgens aufwachen und der Hund sitzt nicht mehr auf Ihrem Stuhle, vor Ihrem Bette und bellt Ihnen seinen guten Morgen entgegen.

Alsdorff.

Strobel!

Strobel.

Was? Und Leo soll nicht mehr mitgehen, zum Mittagessen und ringsherum am Tische sich die Knochen einsammeln und andere Reste? Und er soll nicht mehr auf dem Bette liegen, wenn Sie Abends noch lesen, und dann sich auf die Thürschwelle legen, wenn Sie das Licht ausmachen?

Alsdorff.

Halte das Maul!

Strobel.

Und was wird Mamsell Hannchen sagen, wenn der Leo nicht mehr mitkömmt und ihr die

Hand leckt und küßt und um sie herum springt? Und wenn Sie mit ihr spazieren gehen, wer soll den Strickbeutel tragen oder den Regenschirm?

Alsdorff.

Strobel, dich soll —

Strobel.

Ach denken Sie nur, Herr, wie stolz der Hund mit dem Strickbeutel im Maule ging — immer 10 Schritte voraus — und wie er sich immer umsah ob Sie auch nachkamen.

Alsdorff.

Es muß sein.

Strobel.

Und was soll denn aus dem Hunde werden, der Sie so lieb hat? Der grämt sich ja zu Tode?

Alsdorff. (immer weicher).

Rede nicht lange und geh!

Strobel.

Nein Herr, das kann ich nicht. Was Sie wollen — aber den Leo führe ich nicht fort.

Alsdorff. (auffahrend).

So! Soll ich es selbst thun, was mir so schwer wird. (weich). Ich bitte dich, Strobel, thue es mir zu Liebe.

Strobel.

Herr, die Thränen ſtehen Ihnen ſelbſt in den Augen — Sie können, weiß Gott, den Hund nicht weggeben.

Alsdorff. (gefaßt).

Und was ſoll Hannchen machen?

Strobel.

I, ſo wollte ich doch —

Alsdorff.

Was?

Strobel.

Daß der liebe Gott ein Einſehen hätte, und —

Alsdorff.

Dukaten regnen ließe? Nicht wahr? Nein Strobel, aus den Wolken, die an meinem Horizonte hängen, fällt nur feuchter Thau. Jetzt geh, thue, was ich Dir geſagt habe und bringe mir das Geld hierher. Willſt du?

Strobel. (nickt mit dem Kopfe).

Alsdorff. (geht).

Strobel.

Herr!

Alsdorff. (an der Thüre).

Was?

Strobel.

Geht es denn nicht anders? Muß Leo fort?

Alsdorff.

Weißt du ein anderes Mittel?

Strobel.

Meine silberne Uhr —

Alsdorff.

Ich brauche 40 Thaler.

Strobel.

Hole der Henker solche Lumpen wie ich bin!

Alsdorff.

Geh jetzt — du triffst mich später hier. (ab.)

Eilfte Scene.

Strobel.

Nein, es geht nicht — ich bringe es nicht über's Herz — und der Herr auch nicht. Mamsell Hannchen und der Pudel und ich, wir haben den Herrn so lieb und nun ist das Kleeblatt zerrissen. — Aber Recht hat der Herr doch. Wenn Mamsell Hannchen Geld braucht, dann muß der Pudel dran. Du lieber Gott, das ist das Letzte — wenn wieder so ein Fall eintritt, was machen wir dann? (ab durch eine Seitenthüre).

Zwölfte Scene.

Hempel. Volk. (treten auf.)

Volk.

Wir ſind zur Stelle, hier iſt das Rütli.

Hempel. (verwundert).

Das Rütli?

Volk.

Muß ich in platter Proſa mit dir reden? Verſtehſt du nicht die Anwendung des Dichters?

Hempel.

Nicht immer, lieber Volk.

Volk.

Nun wohl, hier iſt die Kneipe.

Hempel. (freudig, neugierig ſich umſehend).

Die Kneipe?

Volk.

Was irrt dein Auge ſtaunend ſo umher?

Hempel.

Ei nun, ich habe von der Kneipe ſchon ſo viel gehört, und —

Volk.

Und deine Phantaſie ſchuf ſich ein Götterparadies? Mein Freund, du irrſt dich nicht. Wenn auch von außen nicht eben paradieſiſch

dieſe Mauern ſind, ſo iſt der Aufenthalt doch paradieſiſch. Und weil Ambroſia und Nektar man genießt, ſo iſt die Kneipe das Eliſium der Studenten.

Hempel.

Ambroſia und Nektar?

Volk.

O kraſſer Fuchs! O unpoët'ſche Seele!

Hempel

Ja, ich kann dich nicht immer verſtehen — du mußt es mir erklären.

Volk.

Nun, Käſebrod und Bier. Jetzt ſammle deinen Geiſt. Zum erſtenmal betrittſt du dieſes Heiligthum; betrag dich gut, ſo gut ein Fuchs vermag, damit nicht Hohn und Spott dein Erbtheil werde.

Hempel.

Du machſt mich ganz ängſtlich.

Volk.

Sei ſtill, ich höre ſchon die Brüder nahen.

Dreizehnte Scene.

Vorige. Reuter. Bärmann.

Reuter.

Heda, Bier! Sieh da, unſer Dichter. Proſt, ihr Herren.

Volk.

Re.

Hempel. (ſchüchtern).

Re.

Bärmann. (lachend).

Wer iſt denn das?

Volk.

Ein Fuchs, ihr Brüder iſt's, der heut' zum erſtenmale ſich als Student gerirt.

Reuter. Bärmann.

Ein Fuchs? Laß ſehen. (Drehen ihn um und beſehen ihn).

Reuter.

Sieht noch ein bischen jüngferlich aus. Wird ſich geben alte Seele. Nun wie iſt's? (ſingt). „Was macht der Herr Papa?"

Die andern.

(wiederholen im Chor, doch nur einmal).

Hempel.

Danke für gütige Nachfrage — er befindet ſich wohl.

Die andern.

Göttlich, Himmliſch! (ſtärker und lachend). „Was macht die Frau Mama?"

Hempel.

Sie hat etwas Gicht.

Die andern. (noch ſtärker lachend)

„Was macht die Mamſell Soeur?"

Hempel.

Die Schweſter? Ich habe keine Schweſter.

Bärmann.

(lachend, ſchlägt ihn auf die Schulter.)

Bravo! Du biſt ein göttlicher Kerl!

Reuter.

Wo kommſt du her?

Hempel

Von der Kloſterſchule.

Bärmann.

Das hätteſt du nicht zu fragen brauchen — das ſieht man ihm an.

Vierzehnte Scene.

Vorige. Finke. Mantius.

Finke.

Nun, ihr Komeele? Seid ihr noch trocken.

Mantius?

Was gibt es Neues?

Bärmann.

Einen Fuchs.

Finke.

Holla, einen Fuchs! Wo?

Volk.

Nun, bist du blind?

Reuter.

Sehen wir aus, wie Füchse?

Finke.

Still, ihr Kameele, nicht raisonnirt. Ihr seid alle noch Füchse, wenn ein bemoostes Haupt spricht. Doch sieh, da steht das Muttersöhnchen. (fühlt ihm an das Kinn). Liegt noch mit den Gänsen im Streite. Schadet nichts, kannst doch noch immer ein braver Kerl werden.

Hempel.

Das will ich auch.

Finke.

Sieh, sieh, der Kerl hat Courage. Na, das ist brav von dir. Wir wollen dich schon instruiren.

Volk.

Seid nicht so roh, und schont sein zart Gemüth. Noch nicht gewohnt der derben, kern'gen Sprache, verletzt ihn leicht —

Finke.

Bist du auch da, alter Jambenreiter? Und willst den Beschützer der Unschuld spielen? Die Rolle steht dir gut.

Reuter.

Allons, gesetzt, und das Glas zur Hand! wir wollen den Fuchs einweihen bis der lange Israël kommt.

Alle. (setzen sich).

Hempel. (halblaut zu Volk).

Wer iſt denn das, der lange Iſraël?

Volk.

Reſpekt vor ihm, du neugebackner Menſch! Bemooſtes Haupt iſt hier ſein Ehrentitel. Schon fünfzehn Jahr Student, iſt er der Patriarch der Univerſität.

Hempel.

Schon fünfzehn Jahre Student? Und hat noch nichts gelernt?

Finke.

Was ſagt das Kameel? Danke Gott, wenn du in fünfzehn Jahren ſo viel in deinen Strohkopf bekommſt, als der lange Iſraël ſchon wieder vergeſſen hat.

Reuter.

Jetzt ſetzt euch — und du Fuchs ſtelle dich daher. Wir wollen dich einweihen.

Alle.

Das Fuchslied, das Fuchslied! (ſie ſtimmen das Lied an: „Was kommt dort von der Höh!“ Noch in der Mitte der erſten Strophe tritt Alsdorff ein).

Fünfzehnte Scene.

Alsdorff. Vorige.

Alsdorff.

Proſt, ihr Herren!

Alle.

Re, re!

Alsdorff.

Ihr ſchreit ja mörderlich. Was gibt's denn?

Mantius.

Was wird es geben? Das Fuchslied und einen Fuchs?

Alsdorff.

Einen Fuchs? Bravo. Laß dich einmal betrachten.

Hempel.

(geht vor, die andern folgen).

Alsdorff.

Sei mir willkommen. (führt ihn vor, ſieht ihn lange an und legt ihm beide Hände auf die Schultern. Die andern ſtehen im Kreiſe herum). Alſo ein neuer Student? Hm, ein Geſichtchen wie Milch und Blut. Haſt du auch ſchon bedacht, mein Junge, was du bei uns willſt? Haſt du dir überlegt, was ein Student iſt und ſein ſoll?

Hempel.

Ich dachte —

Finke.

Still Fuchs, wenn bemooste Häupter ſprechen!

Alsdorff.

Laß ihn reden, den Jungen, vielleicht weiß er etwas Geſcheidtes. Nun, gib Antwort, was willſt du hier bei uns?

Volk.

Antworte, was der alte Göthe, im Fauſt, den Schüler ſagen läßt. Haſt du die Stelle wohl im Kopfe?

Alsdorff (lachend).

Sieh da, du poëtiſcher Reminiscenzenjäger, der Einfall war nicht übel. Nun, wie heißt die Stelle?

Hempel (verlegen).

Ich weiß nicht gleich —

Volk.

„Ich komme mit allem guten Muth,
„Leidlichem Geld und friſchem Blut;
„Meine Mutter wollte mich kaum entfernen,
„Möchte was Recht's hier außen lernen."

Alsdorff.

Merke dir die Stelle, mein Junge, ſie ſcheint mir ganz auf dich zu paſſen. Ich will dir noch eine kleine Interpretation dazu geben, doch nicht, wie Mephiſtopheles. Daß du etwas lernſt, verſteht ſich von ſelbſt. Doch um ein rechter Student zu ſein, iſt das noch nicht genug. Horch auf, ich will dir das erſte und einzige Gebot

aus dem Studentenkatechismus ſagen. Das heißt: Sei kein Philiſter. Weißt du, was das iſt?

Bärmann.

Philiſter gehören in die Naturgeſchichte, und werden in zwei Klaſſen getheilt, in pumpende und nicht pumpende.

Alsdorff.

Still, du Rhinoceros, wenn ich rede. Ein Philiſter iſt ein Kerl, der nichts kennt, als ſich und ſeinen Geldbeutel; der dem lieben Gott Buch und Rechnung führt über die Pfennige, die er einem armen Handwerksburſchen gibt; der vor einem guten Rocke den Hut tiefer abnimmt, als vor einem abgetragenen; der Kunſt und Wiſſenſchaft für dummes Zeug hält, weil ſie oft brodlos ſind, — der um 10 Uhr zu Bette geht, weil dann der Nachtwächter bläſt; der ſich Sonntags ex officio amüſirt, weil er ein reines Hemde angezogen, — der ſich für fromm hält, weil er regelmäßig in die Kirche geht und der Frau Nachbarin neues Kleid bekrittelt, — deſſen Lebenslauf mit einer Zeile zu beſchreiben iſt: er ward geboren, aß, trank und ſchlief, und ſtarb. Sieh, das iſt ein Philiſter. Solch ein Kerl mußt du nie werden, nie, in deinem Leben nicht. Darum lerne den Degen führen, daß du ein Mann wirſt und vor einer blanken Klinge nicht in ein Mäuſeloch kriechſt, oder die Polizei rufſt, wenn dich dein Nachbar einen Schafskopf ſchilt — aber werde kein Raufbold Darum lerne ein Glas trinken, daß du etwas vertragen kannſt und im

Kreise munterer Gesellen nicht unter den Tisch fällst oder den Katzenjammer bekommst, — aber werde kein Säufer! Halte dein Vaterland in Ehren und bete mir die Franzosen und Engländer nicht an, denn das deutsche Volk ist das erste in der Welt. — Bedenke, wozu der Mensch da ist — nicht zum Essen allein und zum Arbeiten — das heißt bloß vegetiren: Freude braucht der Mensch — das heißt was wir auf deutsch Freude nennen, — nicht etwa plaisir oder amusement! Lerne die schönste Ode auswendig, die je aus eines Dichters Feder floß, aus des unsterblichen, aus des deutschen Schillers Feder: „Freude schöner Götterfunken, Tochter aus Elisium", u. s. w. Mache andern so viel Freude als du kannst und dir dabei mit; denn das Jauchzen der Lust ist dem lieben Gott ein schöneres Gebet, als das Schlagen an die Brust und das Zerknirschtsein. — Werde kein Weiberknecht, aber achte die Frauen, wie Schiller sie achtete, wenn er singt: „Ehret die Frauen" u. s. w. Ueberhaupt lerne mir den Schiller auswendig und dazu den Jean Paul, dann kannst du ein Moralcollegium sparen. Sei als Jüngling ein Mann, und bewahre dir als Mann das Feuer des Jünglings, daß du nicht grämlich wirst über die Freuden der Jugend. Das alles thue, denn das heißt kein Philister sein; und Philisterthum ist die eigentliche und wahre Erbsünde. — Und nun gehe und mache deinen Collegen den Spaß, daß sie dich etwas hänseln.

Hempel. (ſteht etwas verblüfft)

Volk. (lachend).

Ihm wird von alle dem ſo dumm
Als ging ihm ein Mühlrad im Kopfe herum.

Hempel.

Aber ich bin noch nicht recht klug in der Sache. Die haben mir eben ſo manches anders geſagt und der lange Iſrael ſagt es mir nun wieder anders.

Alle.

(brechen in ein donnerndes Gelächter aus).

Alsdorff. (laut und ernſt, faſt zornig).

Halt! Lacht nicht! Wer hat dir den Namen geſagt, Fuchs?

Hempel (etwas verſchüchtert).

Da die Andern.

Alsdorff.

Ich mag den Namen von niemand hören, am wenigſten von ſolchen Barſchen, wie du biſt. Ich heiße Alsdorff. Nun, ſei nur ruhig, ich nehme es dir nicht ſo übel. Du haſt das in der Dummheit ſo herausgeſagt. Aber der Spitzname thut mir weh. Du wirſt das leicht begreifen, wenn ich dir ſage, wie ich dazu komme. Seit zehn Jahren habe ich eine Braut, ein liebes, gutes Mädchen — (weich.) das iſt ſie, wahrlich — ich habe ſie lieb, ſehr lieb und breche jedem den Hals, der ihr mit einem Blick nur wehe thut. Seit fünfzehn Jahren bin ich Student und noch hat es dem Schickſal nicht gefallen, mir eine Stellung zu geben, daß ich meine Mäd-

chen heimführen könnte. Schlechte Witzbolde fanden Aehnlichkeit zwischen mir und dem Jacob der um die schöne Rahel 14 Jahre diente und darum legten sie mir den Spitznamen bei. Ich habe ihn behalten, ich weiß, daß sie mich so nennen, — doch in's Gesicht thut's keiner. Das merke dir und hüte dich ein anderes Mal.

Hempel.

Ich habe es nicht böse gemeint —

Alsdorff.

Schon gut, das ist abgemacht. Wenn nun die andern dir andere Dinge gesagt haben als ich, so sieh, wie du durchkommst. Das Rechte und Wahre wird uns nicht in das Maul geschmiert. Selbst lernen gilt es und das Leben ist die beste Schule — besser wenigstens, als deine Klasse. **Sapienti sat.**

Mantius. (nach einer Pause).

Allons Fuchs, her an den Tisch und wohl aufgepaßt.

Hempel.

(geht an den Tisch — die andern setzen sich und beginnen das Fuchslied auf's Neue).

Sechszehnte Scene.

Justi. Vorige.

Justi.

(tritt ein, sieht sich um und geht dann auf Alsdorff zu, mit dem er heimlich spricht. Nach nicht zu langer Pause

während welcher der Geſang fortdauert, fährt Alsdorff plötzlich auf).

Alsdorff.

Halt da! Hört auf mit eurem Singſang, ich brauche euch weiter.

Alle (durcheinander).

Was gibt's! Holla! Rede!

Alsdorff.

Geduld, einen Augenblick. (geht nach der Thüre und gibt jemandem draußen einen Befehl).

Die Andern (um Juſti herum).

Bärmann. } Was haſt du Bruder?
Reuter. } Du ſiehſt verdrießlich aus.
Mantius. } Zum Teufel, rede doch!

Juſti.

Nur Geduld, Alsdorff wird es euch ſagen.

Alsdorff (kommt zurück).

Jetzt ſeid ruhig, und hört mich an. Ihr alle kennt die Präſidentin Roth?

Bärmann.

Den Geizdrachen?

Finke.

Den alten Geldſack?

Mantius.

Die iſt ja bekannt wie ein bunter Hund.

Alsdorff.

Ihr alle wißt, daß, so lange ihr Mann lebte, die Beſetzung aller Stellen für das untere Gerichtsperſonal, von ihr abhing. Sie ließ ſich dafür bezahlen, vorgeblich zu milden Werken. Ihr wißt ferner, daß ihr Einfluß auf ihren Schwager, den jetzigen Präſidenten noch immer der Art iſt, daß die meiſten Stellen von ihrer Protection abhängen.

Reuter.

Leider wiſſen wir es, es iſt Schande genug.

Alsdorff.

Juſti hat ſein Examen gemacht, hat trefflich beſtanden und dann um die Actuariusſtelle angehalten. Nach allem Recht mußte ſie ihm werden. Doch rieth ich ihm ſelbſt, der Präſidentin ſeine Aufwartung zu machen. Kann ich auch die krummen Wege nicht leiden, er braucht es für ſeine Mutter, ſeine Schweſter. Heute war er dort und was denkt ihr wol?

Alle.

Nun?

Alsdorff.

Abgeſchlagen! Hitterf bekommt die Stelle.

Finke.

Was? Hitterf?

Volk.

Er iſt ja durchgefallen im Examen.

Bärmann.

Der Kerl iſt das größte Rhinoceros, was ich kenne

Mantius.

Und dabei ein ſchlechter Kerl.

Reuter.

Und braucht's nicht, hat Vermögen.

Finke.

Da ſoll ja das Donnerwetter —

Aldorff.

Ruhig! Ich könnte euch noch mehr ſagen, ich habe Beweiſe von der ſaubern Wirthſchaft, aber ich habe mir erſt vor kurzem das Maul verbrannt. Ich frage euch jetzt nur: iſt das nicht niederträchtig?

Alle.

Infam! ſchändlich!

Finke.

Hittorf muß mir vor die Klinge.

Aldorff.

Das magſt du thun, doch hilft das weiter nichts. Doch um der hochgebornen Frau zu zeigen, daß wir wiſſen, wie die Sachen ſtehen, und daß ſie ihr ſchändliches Handwerk nicht unbeobachtet treibt, ſchlage ich vor, ſie ſoll ein **Percat** haben.

Alle (lärmend).

Pereat!

Siebenzehnte Scene.

Vorige. Strobel (mit einem kleinen Leierkasten).

Strobel.

Proſt, meine Herren!

Alle.

Re, alter Philiſter!

Strobel (fängt an zu leiern).

Volk.

Was ſoll denn das?

Alsdorff.

Ihr ſollt es hören. Die Präſidentin wohnt jetzt auf ihrem Landgute, eine Viertelſtunde von der Stadt — bis wir dahin kommen, werde ich euch ſagen, wie wir es machen.

Alle.

Vorwärts, kommt!

Alsdorff.

Du Fuchs, kannſt du ſchweigen?

Hempel.

O gewiß!

Reuter.

Und wenn er das Maul nicht hält, ſoll ihn —

Alsdorff.

Genug, genug, du magſt mitgehen! Vorwärts alſo!

Alle.

Percat! Percat! (tumultuariſch ab, Strobel ſchließt, auf dem Kaſten leiernd)

Verwandlung.

(Freier Platz vor dem Landhauſe der Präſidentin. Rechts das Haus, vor demſelben eine Gartenbank. Abend.)

Achtzehnte Scene.

Hauptmann Billſtein. Präſidentin. Amalie (vom Spaziergang zurückkommend).

Präſidentin.

Nein, lieber Hauptmann, ich kann Ihnen noch nicht ganz beiſtimmen. Wenigſtens einige Monate des Winters müſſen wir in der Stadt zubringen.

Hauptmann.

Ich hoffe, Madame, daß der Reiz des Landlebens Sie die Stadt gänzlich vergeſſen machen wird. Laſſen wir das bis ſpäter.

Präſidentin.

Mit nichten, mein Freund, wir müſſen darüber vorher einig ſein und es muß im Contract bemerkt werden.

Hauptmann.

Nun, wir beſprechen das näher. Vielleicht gebe ich Ihnen nach.

Präſidentin.

Ich hoffe es — doch es wird zu kühl für mich — gehen wir hinein.

Amalie.

Liebe Tante, der Abend iſt ſo ſchön, laſſen Sie mich noch einen Augenblick.

Präſidentin.

Wenn der Herr Hauptmann die Güte haben will, dir Geſellſchaft zu leiſten?

Hauptmann.

Mit Vergnügen.

Präſidentin.

So bleibt nicht zu lange (ab in's Haus).

Neunzehnte Scene.

Hauptmann. Amalie.

Hauptmann

(führt Amalien zu der Bank).

Würden Sie, mein Fräulein, auch nach der Stadt zurück verlangen?

Amalie.

Ich denke, Herr Hauptmann, weder die die Stadt noch das Land an und für ſich be-

ſitzt ſo viel Reiz, daß man eins dem andern vorzöge. In glücklichen Verhältniſſen befindet man ſich überall wohl.

Hauptmann.

O wie wahr haben Sie geſprochen. Doch was nennen Sie glückliche Verhältniſſe?

Amalie. (freimüthig).

Sie können ſich nur durch Liebe und Anhänglichkeit geſtalten.

Hauptmann.

Sie ſprechen mir aus dem Herzen. Bei Ihren Worten geſtalten ſich alle die Lieblingsträume wieder vor meinem Geiſte, denen ich ſo gern nachhing. Ich ſehe mich an der Seite einer liebenden Gattin, umgeben von blühenden Kindern, fern von dem fremden Durcheinandertreiben der Menſchen, nur lebend für meine Kinder und ihre Mutter. (faßt unbewußt Amaliens Hand). Oft habe ich mir dieſe Träume ausgemalt — ach es gibt keine größere Seligkeit als durch Liebe zu beglücken und beglückt zu werden.

Amalie. (zögernd).

Sie ſtehen ja nahe daran, dieſe Seligkeit zu erlangen.

Hauptmann. (ſich vergeſſend).

Nie, niemals!

Amalie (raſch).

Sie lieben meine Tante nicht?

Hauptmann.

O welchen Sturm erregen Sie in meiner Bruſt! Erlaſſen Sie mir die Antwort.

Amalie. (für ſich freudig).

Er liebt ſie nicht!

Hauptmann (faßt ihre Hand).

Würden Sie in dieſen Verhältniſſen ſich glücklich fühlen? Würde Ihnen das ſtille, aber reine Glück genügen?

Amalie (reißt ſich los).

Es wird ſpät — gute Nacht, Herr Hauptmann! (raſch ab).

Zwanzigſte Scene.

Hauptmann.

Was iſt das? Sie reißt ſich los und geht? Habe ich mich verrathen? Habe ich etwas geſagt, was mir ſelbſt noch nicht klar iſt? Warum bekämpfe ich den Gedanken, daß ich ſie liebe und warum ſteigt dieſer Gedanke immer ſtärker in mir auf? Nein, nicht ſo — erſt muß ich klar werden mit mir ſelbſt, ehe ich mich den Verhältniſſen opfere. Wenn ſie mich liebte? Ha, das iſt es, was mir fehlt. Könnte ich hoffen, glauben, daß ſie mich liebte — dann wäre das Räthſel meines Innern gelöſt. Wenn es möglich wäre, daß ich in ihren Blicken recht geleſen? Aber ſie verſprach ſich mit einem andern? That ich das nicht ſelbſt? — — Wäre

der Argwohn gegründet, der in mir aufſteigt, daß ein wohlberechneter Plan alle dem zum Grunde liegt? (geht und bleibt ſtehen). Nein, ich kann nicht hinein gehen in dieſer Aufregung. Die Präſidentin? Mag ſie es übel nehmen — ich brauche Einſamkeit. (ab).

Einundzwanzigſte Scene.

(es iſt ganz dunkel geworden).

Strobel.

(mit der Laterne und dem Leierkaſten tritt auf, ſieht ſich vorſichtig überall um und winkt dann den andern. Alsdorff, Bärmann, Reuter, Hempel, Volk, Finke, Mantius, Juſti und noch einige Studenten treten auf und ſtellen ſich um das Haus. Strobel präludirt kurz auf dem Leierkaſten, und ſingt dann vor, die andern repetiren im Chor, unisono Zeile für Zeile).

Schier dreißig Jahre biſt du alt
Und denkſt doch noch an's Frei'n!
Ach geh' doch in ein Kloſter
Und bete ein Paternoſter, —
Das wird dir beſſer ſein!

(Zum Schluß rufen alle durcheinander, ſtark und ſchreiend: pereat, pereat!)

Der Vorhang fällt.

Zweiter Akt.

Erste Scene.

(Zimmer bei der Präsidentin).

Präsidentin. Amalie. Bedienter.

Präsidentin. (steht vom Schreibtische auf).

Dieß Billet sogleich an den Präsidenten (Bedienter ab). Genugthuung muß ich haben, vollgültige Genugthuung. O, ich verwinde diese Beschimpfung in meinem Leben nicht.

Amalie. (an ihrem Arbeitstische).

Beruhigen Sie sich doch, liebe Tante.

Präsidentin.

Beruhigen? Um Gotteswillen, wie kann man so kalt sein bei einem so empörenden Ereigniß?

Amalie.

Mein Gott, ich sehe dabei nichts so fürchterliches. Studenten machen immer dumme Streiche. Warum suchen Sie nun hierbei eine absichtliche Beschimpfung?

Präsidentin.

Weil ich weiß, daß es mir galt, weil ich weiß, warum es mir galt.

Amalie.

Sie wissen?

Präſidentin.

O nur zu gut — ich habe ihn wohl erkannt, den Rädelsführer, bei dem Schimmer der Laterne — ich kenne ihn zu gut, den Menſchen, der mir ſchon ſo manche unruhige Stunde gemacht hat.

Amalie (neugierig).

Aber ſo erzählen Sie doch.

Präſidentin (etwas abgekühlt).

Genug davon. Das iſt nichts für dich.

Amalie (für ſich).

Unbegreiflich!

Präſidentin.

Es klopft? Wer geht denn ſo gerade zu, ohne ſich melden zu laſſen?

Amalie.

Sie haben ja den Bedienten verſchickt.

Zweite Scene.

Vorige, Strobel, (mit einem, in ein Tuch geſchlagenem Kleide).

Strobel.

Guten Morgen wünſche ich allerſeits.

Präſidentin.

Wer iſt Er? Was will Er?

Amalie (aufſtehend und das Kleid abnehmend).

Ich weiß ſchon er bringt mir ein Kleid von meiner Rätherin.

Präſidentin.

Von deiner Rätherin?

Amalie.

Von Mamſell Nebe.

Strobel.

Ja, ſo iſt es.

Präſidentin.

Warum bringt ſie denn das Kleid nicht ſelbſt? Seit wann haben denn die Rätherinnen eigene Boten?

Strobel.

Weil ihr der Weg zu weit iſt nach Ihrem Landhauſe, und weil ſie zu viel verſäumt.

Präſidentin.

Und wer iſt denn Er?

Strobel.

Wichſier, mit Verlaub, ſo was man ſagt Stiefelputzer.

Präſidentin.

Wie kommt denn Er zu ſolchen Commiſſionen?

Strobel.

Das thue ich meinem Herrn zu Liebe.

Präſidentin.

Seinem Herrn?

Strobel.

Ja, ſehen Sie Madame, mein Herr iſt der Bräutigam von Mamſell Hannchen und da ſie keine Magd hat, ſo mache ich ihr ſo die kleinen Ausgänge.

Präſidentin.

Wer iſt denn ſein Herr?

Strobel.

Mein Herr iſt Herr Alsdorff, Candidat der Theologie.

Präſidentin.

So? Der ſaubere Patron, der ſchon ſeit funfzehn Jahren Student iſt und nichts gelernt hat und —

Strobel.

Mit Verlaub, Madame, das iſt gelogen. Mein Herr hat mehr im Kopfe als mancher, der auf dem Katheder ſitzt.

Präſidentin.

Aber Unfug treibt er und beleidigt anſtändige Damen.

Strobel

Ne, das thut er niemals.

Präſidentin.

O, ich weiß nur zu gut, daß er es war,

der geſtern Abend — am Ende iſt Er auch dabei geweſen?

Strobel.

Bei was denn?

Präſidentin.

Bei der Ungezogenheit, die geſtern Abend unter meinem Fenſter —

Strobel.

Ne, da weiß ich nichts davon.

Präſidentin.

Schon gut, aber ich weiß es und werde Mittel finden, dem ſaubern Patron die nächtlichen Störungen zu verleiden.

Amalie.

Aber liebe Tante —

Präſidentin.

Laß mich —

Strobel.

Wenn mein Herr etwas gethan hat, wird er wohl wiſſen, warum.

Präſidentin. (ſpöttiſch).

Sein Herr, Sein Herr! Iſt Er denn in Dienſten bei dem Studioſus Alsdorff?

Strobel.

Ne, ſo eigentlich nicht Ich bin bei niemandem in eigentlichen Dienſten, als bei der

wohllöblichen Studentenſchaft im Ganzen. Ich gehöre ſo zum Dienſtperſonale bei der Univerſität.

Präſidentin.

Warum nennt Er denn den Candidaten ſeinen Herrn?

Strobel.

Weil ich ihn lieb habe, weil ich ihn vor allen andern und am liebſten, ja umſonſt bediene, und er mir befehlen kann, was er will.

Präſidentin.

Eine recht zärtliche Freundſchaft.

Strobel.

Sie ſagen das ſo ſpöttiſch Madame, und haben es gar nicht Urſache, denn ich gehe durch's Waſſer und Feuer für meinen Herrn.

Präſidentin.

Woher denn dieſe enorme Anhänglichkeit?

Strobel.

Das kann ich Ihnen wohl erzählen. Sehen Sie, ich war früher ein Kerl, der nichts taugte. Gelernt hatte ich nichts, als im Wirthshauſe ſitzen und Branntwein trinken. Wie ich vom Militair los kam wurde ich Stiefelputzer und da ging das Leben ſo erſt recht los. Den ganzen Tag war ich beſoffen und wenn ich ein paar Kröten in der Taſche hatte, wurden ſie verſpielt und dabei hatte ich kein Hemd auf dem Leibe. Herr Alsdorff hatte mir ſchon ein paar

Mal gesagt, ich sei ein schlechter Kerl, aber ich glaubte es ihm nicht. Nun hatte ich schon lange meine Hausmiethe nicht bezahlt. Endlich setzte mich mein Wirth heraus und nahm mir meine paar Lumpen. Das war des Morgens. Nachmittags begegne ich ihm am Flusse. Besoffen war ich wieder — ich fing also mit ihm Krakehl an. Endlich packte ich ihn beim Kragen, weil er aber stärker war als ich, warf er mich bei der Balgerei in's Wasser. Da kam just Herr Alsdorff vorbei. Er half mir wieder heraus, nahm dann seinen Stock und bläute mich jämmerlich durch, so was man einen holzen nennt. Sehen Sie, das war der Anfang der Kur. Von dem Bade kriegte ich nun ein hitziges Fieber, und weil ich kein Logis hatte und nicht wußte wohin, nahm mich Herr Alsdorff mit auf seine Kneipe, das heißt sein Logis. Er ließ mich in seinem Bette liegen, während er auf dem Sopha kampirte. Da habe ich nun 4 Wochen gelegen und er hat sein Bischen Armuth mit mir getheilt und mir die Medicin besorgt. So oft er mir etwas zu essen gab, gab er mir sehr offenherzig zu verstehen, ich sei ein schlechter, versoffener Kerl, der noch einmal hinter dem Zaune oder am Galgen umkommen müßte. Weil ich nun 4 Wochen lang nichts zu thun hatte, als anzuhören, daß ich nichts taugte, so mußte ich es am Ende wol glauben. Da hat mir mein Herr auch noch andere Dinge gesagt, die mir früher der Pa-

ſtor in der Schule geſagt und die ich lange wieder vergeſſen hatte. Aber mein Herr ſagte es mir ſo ſchön und ſo eindringlich, das ich es weit beſſer einſah und behielt. Und als ich geſund wurde, war ich auch ein ordentlicher Kerl geworden. Sehen Sie Madame, ſo hat mein Herr mir zwei Mal das Leben gerettet, denn ohne ihn wäre ich wol längſt im Spital geſtorben oder ſäße im Raspelhauſe. Und da habe ich es mir geſchworen, ihn für meinen Herrn anzuſehen, und ich thue für ihn, was ich kann, wenn es auch nichts weiter iſt, als daß ich ihm die Stiefeln putze.

Präſidentin. (ſpöttiſch.)

Nun, er wird nicht viel zu putzen haben.

Strobel. (ernſt)

Nein; mein Herr hat nur ein Paar Stiefeln und einen Flausrock. Aber auf dem dulde ich kein Stäubchen und in den Stiefeln können Sie ſich ſpiegeln.

Präſidentin.

Genug, genug, ich mag nichts weiter hören.

Strobel.

Ei was, Sie haben mich ja erſt gefragt

Präſidentin.

Schon gut. Was wartet Er noch?

Strobel.

Ich möchte bitten, die kleine Rechnung —

Präſidentin.

Das hat ja Zeit.

Strobel.

Mit Verlaub, das arme Mamſell Hannchen hat darauf gerechnet, — ſie braucht es.

Amalie. (bittend.)

Liebe Tante —

Präſidentin.

Nun, nun, ich will dieſen Leuten nichts ſchuldig bleiben. (nimmt die Rechnung und geht in das Nebenzimmer.)

Amalie (raſch und leiſe.)

Bleibt Hannchen heute zu Hauſe.

Strobel.

Ja.

Amalie.

Ich komme zu ihr.

Strobel.

Schön, mein liebes Mamſellchen, ich werde es ihr ſagen.

Amalie.

War Alsdorff geſtern Abend dabei?

Strobel.

(legt den Finger auf den Mund und ſieht ſich um).

Präſidentin. (kommt zurück).

Hier hat Er und nun mache Er, daß Er fortkommt.

Strobel.

Mit Vergnügen. Allerſeits guten Morgen! (ab.)

Dritte Scene.

Amalie. Präſidentin.

Präſidentin.

Unerträgliche Frechheit dieſes Menſchen.

Amalie. (kalt.)

Ich habe ſeine Erzählung recht intereſſant gefunden.

Präſidentin.

Das konnte ich erwarten von der empfindſamen Fräulein Nichte. Du wirſt das ablegen müſſen, wenn du mit dem Marquis vermält biſt.

Amalie.

Ablegen? Die wahrſten und ſchönſten Empfindungen?

Präſidentin.

Sind nur in Romanen an ihrem Platze.

Vierte Scene.

Vorige. Hauptmann. (küßt der Präſ. die Hand).

Wie haben Sie geſchlafen?

Präſidentin.

Schlecht. Haben Sie ſchon von dem

Affront gehört, die mir gestern Abend widerfahren ist?

Hauptmann.

Ich habe davon gehört und bedaure recht sehr —

Präsidentin.

Mit dem Bedauern ist es nicht abgethan. Ich erwarte, daß Sie mir Genugthuung verschaffen.

Hauptmann.

Wie kann ich das?

Präsidentin.

Indem Sie persönlich meine Klage bei den Gerichten gegen diesen Alsdorff unterstützen.

Hauptmann (lebhaft).

Alsdorff?

Präsidentin.

Er war der Rädelsführer?

Hauptmann.

Alsdorff? Welcher Alsdorff?

Präsidentin.

Mein Gott, ein alter Student.

Hauptmann.

Wissen Sie etwas von diesem Alsdorff? Es ist doch nicht der Sohn des Pfarrers von meines Vaters Gute?

Amalie (rasch).

Derselbe.

Präsidentin.

Woher weißt du das?

Amalie (verlegen).

Mich dünkt, es von seinem Stiefelputzer einmal gehört zu haben.

Hauptmann.

Das ist mir unangenehm.

Präsidentin.

Wie so?

Hauptmann.

Dieser Alsdorff war der Spielgefährte meiner Jugend. Wir wurden zusammen erzogen bis ich 16, er 19 Jahre alt war. Dann kam ich in die Cadettenschule und er ging zur Universität. Ich habe ihn seit den 15 Jahren nicht gesehen und nichts von ihm gehört, aber unvergeßlich bleibt mir unsere Freundschaft. Es sollte mir leid thun, gegen ihn gerichtlich auftreten zu müssen

Präsidentin.

Ich denke, Ihre Pflicht fordert, die Ehre Ihrer Braut —

Hauptmann (kalt).

Sein Sie unbesorgt, ich kenne meine

Pflicht. Doch werden Sie mir erlauben, ihn vorher persönlich zur Rede zu stellen.

Präsidentin.

Nach Belieben. Doch hoffe ich, Sie werden das bald thun.

Hauptmann.

Noch diesen Morgen, — gleich, — jetzt. Sie werden dann auf irgend eine Art Genugthuung haben.

Präsidentin.

Nun so entschuldigen Sie mich für jetzt — nach Tische hoffe ich Sie zu sehen.

Hauptmann.

(begleitet sie bis an die Thüre und bleibt dann sinnend stehen, mit dem Kopfe schüttelnd. Sein Blick fällt auf Amalien, die, wie in den vorigen Scenen mit niedergeschlagenen Augen bei ihrer Arbeit sitzt. Er geht einige Schritte, Amalie dreht hastig den Kopf).

Mein liebes Fräulein, warum ist Ihr Auge so trübe?

Amalie

Ich habe eine Bitte an Sie, Herr Hauptmann.

Hauptmann

Welche?

Amalie (immer ängstlich).

Sie gehen zu Alsdorff, Sie werden mit ihm einen unangenehmen Auftritt haben — Ihre Pflicht — die Ehre, — versprechen Sie mir, sich nicht zu schlagen.

Hauptmann.

Amalie?

Amalie.

Verſprechen Sie es mir.

Hauptmann.

Und weshalb?

Amalie.

Wie Sie fragen. Soll es mir gleichgültig ſein, den Mann, den ich — — achte und ſchätze, in Gefahren zu wiſſen? Ich ſehe Sie im Geiſte ſchon blutend — bleich — vielleicht gar todt — geben Sie mir Ihr Wort, ſich nicht zu ſchlagen.

Hauptmann.

Dieſer dringende Ton, dieſe warme Theilnahme, Ihre Rede geſtern Abend — o, eine Frage beantworten Sie mir: kömmt Ihr Gefühl recht tief aus Ihrem Herzen?

Amalie (ſieht ihn zärtlich an).

Ihr Wort! Ihr Wort!

Hauptmann.

Dieſer Blick ſpricht Wahrheit, dieſer Druck der Hand — doch was rede ich — Sie ſind Braut, unwiderruflich gebunden —

Amalie
(reißt die Hand los und wendet das Geſicht ab).

Hauptmann (immer dringender).

Lieben Sie dieſen Marquis? Sie antwor-

ten nicht? Wahrheit, ich bitte, ich beſchwöre Sie!

Amalie (offen und feſt).

Nein.

Hauptmann.

Und Sie konnten ſich ihm verſprechen.

Amalie.

Die Ueberredung meiner Tante — (leiſe). Ich that es, als Sie unterzeichnet hatten.

Hauptmann.

Welchen Sturm erweckt dieß Wort in meiner Bruſt. Jetzt kann, jetzt darf ich nicht länger ſchweigen. Hören Sie mein Bekenntniß. Als ich in dieſes Haus trat, um einen langen Streit durch eine Verbindung mit Ihrer Tante zu endigen, war mein Herz frei! Da kamen Sie, Amalie — ich ſah Sie neben der Herzloſigkeit Ihrer Tante und mir wurde klar, wie ſinnlos und thöricht ich handeln wollte. Fern von allem Umgang mit Frauen, im Felde aufgewachſen, verſtand ich nicht, mich Ihnen zu nähern — kaum mit mir ſelbſt einig über meine Gefühle, wagte ich nicht zu hoffen, daß Sie mich lieben könnten. Aber jetzt — Ihre unverſtellte Theilnahme, — wenn es möglich wäre, daß Sie mich lieben könnten? O, drehen Sie nicht den Kopf weg, laſſen Sie mich in Ihren Augen die Antwort leſen auf meine Frage: lieben Sie mich? (zieht ſie leiſe an ſich, ſie

läßt es ſchwach widerſtrebend geſchehen). Lieben Sie mich?

Amalie

(birgt ihr Geſicht an ſeinem Buſen).

Hauptmann (ſie an ſich drückend).

Amalie!

Amalie (macht ſich los).

Sie haben mich überraſcht, haben meiner Schwäche ein Geſtändniß entlockt, das ich mir ſelbſt nicht abzulegen wagte. Gönnen Sie mir Zeit, mich zu ſammeln.

Hauptmann.

Sie wollen mich verlaſſen, in der ſeligſten Stunde meines Lebens?

Amalie.

Denken Sie Ihrer, meiner Verpflichtungen.

Hauptmann.

Ich zerreiße ſie um jeden Preis, wenn du einwilligſt, mein zu ſein.

Amalie

Sie ſind Mann. Handeln Sie als ſolcher, klug und beſonnen. Ich verſpreche Ihnen, meine Feſſeln zu zerbrechen und ſollte es mit Aufopferung meines Vermögens geſchehen

Hauptmann.

Amalie?

Amalie.

Und nun laſſen Sie mich. Mißbrauchen

Sie nicht die Schwäche des liebenden Mädchens, sich Gefühlen hinzugeben, die, wie die Sachen jetzt stehen, unrecht sind.

Hauptmann.

Sie sollen sich nicht in mir getäuscht haben. Ich werde handeln als Mann. Sie haben ja mein Herz mit Muth und Hoffnung gefüllt. Lebe wohl Amalie, bald sollst du von mir hören (küßt ihr die Hand und eilt ab).

Amalie

(steht einen Augenblick und hält mit beiden Händen die Brust. Dann eilt sie an's Fenster, sieht dem Hauptmann nach und geht langsam in das Nebenzimmer).

Verwandlung.

Bürgerliches Zimmer, ärmlich aber sauber.

Fünfte Scene.

Hannchen, (dann) Alsdorff

(kömmt herein, sieht durch das Fenster und setzt sich dann zu ihrer Arbeit).

Wenn er nur käme. Strobel hat mir wirklich Angst gemacht, da er mir von Unannehmlichkeiten sagte — horch Tritte — das ist er. (steht auf und eilt dem Eintretenden entgegen).

Alsdorff (küßt sie).

Grüße dich Gott, mein Hannchen.

Hannchen.

Ich hatte Angst um Sie, lieber Fritz.

Alsdorff.

Angſt? Weshalb?

Hannchen.

Sie haben geſtern Unannehmlichkeiten gehabt — wußte ich doch nicht was vorgegangen war?

Alsdorff.

Sei nur immer ruhig; du weißt, ich thue nichts unüberlegtes.

Hannchen

(ſetzt ſich. Alsdorff ſteht bei ihr oder geht auf und ab.)

Was haben Sie gehabt.

Alsdorff (nach einer Pauſe.)

Ich habe der Präſidentin ein **Pereat** gebracht.

Hannchen

Mein Gott, dieſer einflußreichen Frau — was haben Sie gethan?

Alsdorff.

Eben weil ſie eine einflußreiche Frau iſt — oder auch keine Frau — denn ſie hat nichts weibliches an ſich. Ihr Geiz, ihre Habſucht machen ſie zu einer Schande ihres Geſchlechtes.

Hannchen.

Aber Sie werden ſich den größten Schaden thun.

Alsdorff.

Mag es — ich kann nicht anders — jede Niederträchtigkeit empört mich. — Was blickst du immer nach der Thüre?

Hannchen.

Wo bleibt denn Leo?

Alsdorff.

Leo?

Hannchen.

Sie gehen ja nie aus ohne den Hund, und ich habe Knochen für ihn.

Alsdorff (abgewandt).

Der Hund ist krank — er liegt zu Hause auf seinem Kissen. — Hier sind die 40 Thaler, liebes Hannchen.

Hannchen.

Wirklich? Wie haben Sie das möglich gemacht, armer Fritz?

Alsdorff.

Es ist — — vom Buchhändler.

Hannchen (freudig).

Ist Ihr Manuscript angenommen worden?

Alsdorff.

Ich — stehe noch in Unterhandlung das ist — so im Voraus.

Hannchen
(steht auf, gibt ihm die Hand).

Ich danke, lieber Fritz.

Alsdorff

(ihr bei der Hand haltend und ihr in's Auge blickend, wehmüthig).

Du dankst mir, gutes Mädchen? Ich habe keinen Dank um dich verdient.

Hannchen.

Fritz!

Alsdorff.

Ich habe dich an mich gezogen und bin doch nicht im Stande, dich fest zu halten —

Hannchen.

Aber Fritz —

Alsdorff (immer weicher und bittrer).

Deine Jugend hast du vertrauert in Hoffnung auf einen Menschen, der dir keine erfüllen wird

Hannchen.

Fritz — lieber Fritz —

Alsdorff.

Ich möchte bereuen, dich um dein Lebensglück gebracht zu haben, und doch liebe ich dich so herzlich.

Hannchen.

Warum thun Sie mir so weh mit diesen Reden? Wissen Sie nicht, daß die Liebe des Mädchens nur Dank ist — inniger Dank für den Mann, auf den sie vertrauungsvoll sich stützt?

Alsdorff.

Ich bin dir keine Stütze — armes Mädchen.

Hannchen.

Nicht? Soll ich es Ihnen noch ſagen, wofür ich Ihnen danken muß — wofür ich Ihnen unendlichen Dank ſchuldig bin? Wer hat in den bittern Jahren, wo Leiden und Kummer mich trafen, mich aufrecht gehalten? Wer hat mir Troſt gegeben, wenn die Laſt meines Kummers zu ſchwer wurde? Wer hat mir Vater und Mutter und Geſchwiſter erſetzt, wer iſt mir einzig übrig geblieben in der Welt? Wer hat mir den Muth in die Seele gepflanzt und das Vertrauen auf eine höhere Lenkung, das meinen Blick in die Zukunft heiter macht? Soll ich Ihnen nicht danken für das Bewußtſein innern Werthes, das Sie mir verliehen?

Alsdorff.

Mein gutes Hannchen!

Hannchen.

Soll ich Ihnen nicht danken für Ihre treue Liebe, aus der allein die Freuden floſſen, die ich hier noch gehabt habe? Und glauben Sie, daß es einen Preis in der Welt gäbe, wofür ich Ihre Liebe — meinen höchſten und einzigen Schatz aufopferte?

Alsdorf (zieht ſie innig an ſich).

Du beſchämſt mich, Hannchen, höre auf

— ei ſeit wann haſt du die Rollen umgedreht, daß ich von dir mir Muth und Stärke holen muß?

Hannchen.

Iſt es Ihnen unangenehm, auch von mir einmal etwas anzunehmen? Doch nein, das kann es nicht ſein. Verſprechen Sie mir, Fritz, nie wieder ſolche Reden zu führen.

Alsdorff.

Hier, meine Hand — doch ſtill, ich höre kommen.

Sechste Scene.

Vorige. Strobel.

Alsdorff.

Was willſt du Strobel?

Strobel.

Ich bringe Geld und Grüße.

Alsdorff.

Von wem?

Strobel.

Von dem Fräulein bei der Frau Präſidentin.

Alsdorff.

Grüße von dort?

Hannchen.

Ich habe Ihnen noch nicht geſagt, daß das Fräulein und ich gute Freundinnen ſind.

Alsdorff.

Du und das Fräulein?

Hannchen.

Sie wissen, daß meine gute Mutter frü her Unterricht in weiblichen Arbeiten gab. Auch Amalie genoß diesen Unterricht und dabei lernte ich sie kennen und wir liebten uns. Als ihre Aeltern starben, nahm sie ihr Vormund zu sich auf sein Gut. Seit 14 Tagen ist sie hier und ihre erste Frage war nach der Jugendfreundin. Daß ich für sie arbeite, gibt uns Gelegenheit, unsern Umgang fortzusetzen, den sonst die stolze Präsidentin wohl nicht dulden würde.

Strobel.

Ja, da haben Sie Recht. Die Madame ist eine bitterböse Frau — doch Herr, es will Sie Jemand sprechen auf dem Kaffeehause nebenan.

Alsdorff.

Mich? Wer?

Strobel.

Scheint mir ein Offizier zu sein.

Alsdorff. (drückt Hannchens Hand.)

Leb wohl, mein Hannchen, ich komme bald zurück.

Hannchen.

Und wollen Sie gut sein, und mich nicht mehr mit solchen Reden quälen.

Alsdorff.

Du gute Seele — lebe wohl (ab.)

Siebente Scene.

Hannchen. Strobel.

Strobel.

Das Fräulein will heute noch zu Ihnen kommen

Hannchen.

Ich danke Strobel für deinen Gang.

Strobel.

Nicht nöthig, Mamsell Hannchen, Sie wissen, ich bringe Ihnen gern Menneten. Na, haben Sie nichts zu thun für mich? Nichts weiter auszugehen?

Hannchen.

Nein, lieber Strobel.

Strobel.

Kein Waſſer zu holen? Oder Holz zu hacken?

Hannchen.

Zum Abend, wenn du dann ſo gut ſein willſt.

Strobel.

Was Sie wollen, mit Vergnügen. Na, ſo empfehle ich mich jetzt — wer klopft denn?

Achte Scene.

Vorige. Amalie (tritt ein.

Strobel.

Ach, das Mamſellchen von da drauße.

Amalie.

Guten Tag, mein liebes Hannchen.

Hannchen.

Sieh, ſo raſch hätte ich mir deinen Beſuch nicht vermuthet. Herzlich willkommen!

Strobel.

Nun, ich laſſe Sie allerſeits in guter Geſellſchaft. Und wenn Sie etwas zu beſtellen haben, ein Billetchen oder dergleichen — ich ſtehe immer zu Dienſten. Guten Morgen! (ab).

Amalie (Hannchen umarmend).

Ich komme zu dir, um mich auszuſprechen. Ich bedarf der Theilnahme einer liebenden Freundin.

Hannchen.

Du machſt mich ängſtlich. Sprich, erzahle.

Amalie.

Ja, wo ſoll ich anfangen. Es treibt ſich alles ſo in meinem Kopfe durcheinander —

Hannchen.

Mir ſcheint es eher in deinem Herzen.

Amalie.

Ach, du magſt Recht haben. Roth und

Entzücken, Freude und Hoffnungslosigkeit — alles wechselt in mir.

Hannchen.

Freude und Hoffnungslosigkeit, Noth und Entzücken — das kann ja der beste Dichter nicht zusammen reimen. So rede doch!

Amalie.

Sind und bleiben wir hier ungestört?

Hannchen.

Ich erwarte meinen Freund zurück.

Amalie.

So komm in das Gärtchen hinter dem Hause — ich will dich von allem unterrichten.

Hannchen.

Ich bin entsetzlich neugierig. Komm hier durch die Hinterthüre. (Beide ab durch die Seitenthüre).

Neunte Scene.

Hauptmann. Alsdorff.

Alsdorff.

(zieht den Hauptmann nach sich).

Hier herein, hier sind wir ungestört, nicht umgeben von der lästigen Neugier (ihn umarmend). Mein guter lieber Karl.

Hauptmann.

Nach 15 Jahren finde ich dich wieder —

e Freu, das iſt die erſte, recht innige Freude nach langer Zeit.

Alsdorff.

Sieh Karl, mein Leben iſt arm, aber ſolche Momente ſind für Vieles Erſatz und halten lange vor.

Hauptmann.

Mache mich nicht weich — Menſch — ich glaube du weinſt.

Alsdorff.

Warum ſoll ich nicht weinen? Freudenthränen ſind das ſchönſte Geſchenk, das die Natur dem Menſchen verlieh. — Wie bei deinem Anblicke die Jahre vor meinem Geiſte ſchwinden. Ich ſehe uns wieder Hand in Hand in der Laube ſitzen, wo dein guter Vater uns erzählte von den Helden des Plutarch, ich ſehe uns ſtehen vor deiner trefflichen Mutter, die uns ausſchmälte über unſere Wildheit und doch ihre Freude nicht verbergen konnte, daß ihr Sohn keine Schlafmütze geworden war. Ach ſie ſind todt, die Trefflichen — und meine Aeltern — es iſt alles dort hinüber.

Hauptmann.

Still, ſtill davon. Nur jetzt nicht von dieſen heiligen Erinnerungen, wir knüpfen ſich zu viel ſchmerzliche Gedanken daran. Es werden ruhigere Stunden kommen, wo wir uns im Geiſte in dem Paradieſe unſerer Jugend er-

zahlen können. Heute iſt mein Gemüth von zu vielen, andern Dingen aufgeregt und ich muß Anderes und Nothwendigeres mit dir beſprechen

Alsdorff.

Wohl — noch dieſen Händedruck — und nun ſprich.

Hauptmann.

Zuvörderſt, wie ging es dir ſeit unſerer Trennung?

Alsdorff.

Als du von Hauſe wegkamſt, bezog ich die Univerſität. Bald darauf ſtarben kurz hinter einander meine Aeltern. Du weißt, ſie waren niemals reich und das Wenige, was ſie mir zurück ließen, reichte kaum hin, meine Studien zu vollenden und mein erſtes Examen zu machen. Ich half mir fort durch Unterricht bis ſich mir eine Ausſicht eröffnen würde. Meine Anſprüche ſind nicht groß. Nur einen Platz wollte ich haben, wo ich wirken konnte, einen Platz wie mein guter Vater auf unſerm Dorfe, wo ich der Freund, der Troſt, die Zuflucht aller ſein könnte, die eines liebende Seelſorgers bedürften. Doch — lag es an mir oder lag es am widrigen Geſchick — bis jetzt habe ich meine Wünſche noch nicht erreicht

Hauptmann.

Und wie lebſt du?

Alsdorff.

Je nun, ich bin ein alter Student. Ich gebe Unterricht an Kinder — und lebe.

Hauptmann.

Aber wie?

Alsdorff (wehmüthig lächelnd).

Wie ein armer, alter Student. — Von der zweiten Hälfte meines Lebens ein anderes Mal. Jetzt sprich, was hast du mir zu sagen?

Hauptmann.

Du hast gestern Abend der Präsidentin Roth ein Spottständchen gebracht?

Alsdorff (nach einer Pause).

Ja

Hauptmann.

Weßhalb? Ich muß dich darüber zur Rede stellen.

Alsdorff.

Was kümmert dich dieß Weib?

Hauptmann.

Dieß Weib ist meine Braut.

Alsdorff.

Nimmermehr!

Hauptmann.

Alsdorff!

Alsdorff.

Deine Braut mag ſie ſein, deine Frau ſoll ſie niemals werden.

Hauptmann.

Was ſoll das heißen?

Alsdorff.

Antworte mir ehrlich — liebſt du ſie?

Hauptmann.

Nein — jetzt gar nicht.

Alsdorff.

Und willſt ſie heirathen?

Hauptmann (achſelzuckend).

Verhältniſſe.

Alsdorff.

Die ſollen und müſſen ſich heben laſſen. Erzähle.

Hauptmann.

Ein Prozeß um meines Vaters Gut — des Fürſten Wunſch, ihn durch eine Heirath beizulegen — mein Herz war frei, die Präſidentin nahm mich freundlich auf und —

Alsdorff.

Nun? Und

Hauptmann (ſeufzend.)

Ich habe geſtern den Heirathscontract unterſchrieben.

Alsdorff.

Und ſeufzeſt ſchon jetzt? Na, das wird eine luſtige Ehe werden.

Hauptmann.

Ich ſeufze, weil — doch davon nachher —

Alsdorff (lachend).

Nichts nachher, ich muß alles wiſſen.

Hauptmann.

Laß mich.

Alsdorff.

Du wirſt roth? Menſch, ich glaube, du biſt verliebt?

Hauptmann.

Alsdorff!

Alsdorff.

Ei was, geſtehe Sünder, du biſt verliebt?

Hauptmann.

Nein, verliebt bin ich nicht — aber ich liebe, ernſt und aufrichtig.

Alsdorff.

Und wen?

Hauptmann.

Einen Engel.

Alsdorff.

Nun, das weiß ich schon, ich frage nach ihrem Namen.

Hauptmann.

Der Präsidentin Richte — Amalie.

Alsdorff.

Das ist in der Ordnung.

Hauptmann.

Was?

Alsdorff.

Daß die Richte der Tante den Rang abläuft.

Hauptmann.

Keine Possen, Fritz, mir ist sehr ernst zu Muthe.

Alsdorff.

Nun, ich treibe auch keine Possen. Ich freue mich, daß du so offen gegen mich bist, weil ich dir helfen kann.

Hauptmann.

Du?

Alsdorff.

Ja, ich. Auf deine Fragen wegen des Ständchens und was ich gegen die Präsidentin habe, antworte ich dir: „ich gehe jetzt selbst zu ihr, das auszumachen und mache da mit ihr

ab. erſtens, daß ſie mir verzeiht, zweitens, daß ſie dich deines Ritterdienſtes überhebt, denn du würdeſt dich doch nicht gern mit mir ſchlagen, und drittens, daß ſie den Contract zurück gibt und den Prozeß fallen läßt.

Hauptmann.

Fritz, treibe keinen Scherz mit meinen Hoffnungen.

Alsdorff.

Wer ſagt dir, daß ich ſcherze?

Hauptmann.

Wie könnteſt du? —

Alsdorff

Das iſt vor der Hand mein Geheimniß. Nimm mein Wort, daß ich dich aus allen Feſſeln der Präſidentin und deines Prozeſſes los mache.

Hauptmann.

Du wärſt mein Engel, wenn du das könnteſt.

Alsdorff.

Halt, ſpare den Engel für deine Amalie. Mir iſt der Titel Freund der liebſte. Kann ich dir helfen, und ich denke es zu können, ſo trage ich nur eine alte Schuld ab gegen deinen theuern Vater.

Hauptmann (ihn umarmend).

Freund!

Alsdorff.

Jetzt geh — in wenig Stunden haſt du Antwort.

Hauptmann (nimmt ſeinen Hut und ſieht dabei durch's Fenſter).

Himmel! Was ſehe ich! Amalie!

Alsdorff.

Wo? Wo?

Hauptmann.

Da, im Garten neben einem jungen Mädchen, mit dem ſie eifrig ſpricht.

Alsdorff.

Alſo deine Amalie?

Hauptmann.

Ja; wie kömmt ſie hierher?

Alsdorff.

Sie iſt bei meiner Braut.

Hauptmann.

Deiner Braut? Ja, davon ſind wir abgekommen. Wir ſind hier in einem fremden Zimmer, — du wollteſt mir erklären —

Alsdorff.

Du ſollſt alles wiſſen. Jetzt geh — die Frauenzimmer kommen herauf, ſie ſollen dich hier nicht finden. (ſetzt ihm den Hut auf und führt ihn zur Thüre).

Hauptmann.

Aber Fritz —

Alsdorff.

Fort, fort. Leb' wohl auf Wiederſehen.

Hauptmann

Wann?

Alsdorff.

In zwei Stunden.

Hauptmann.

Leb' wohl denn! (ab).

Zehnte Scene.

Alsdorff (allein).

Alſo auf dieſe Weiſe, Frau Präſidentin, denken Sie Ihrem Werke die Krone aufzuſetzen? Mein armer Freund, du würdeſt ſchön ankommen mit dieſer Frau. Gut denn, die Sache kommt mir gelegen und überhebt mich aller Zweifel. Jetzt muß ſie, wie ich es verlange, oder ich ſetze meinen Kopf daran, ſie zu proſtituiren.

Eilfte Scene.

Alsdorff. Amalie. Hannchen.

Hannchen.

Sieh da, mein lieber Freund, ſind Sie noch hier?

Alsdorff.

Für jetzt ja, doch ich gehe gleich, um nicht zu stören.

Hannchen.

Wohin?

Alsdorff (leicht).

Ich habe ein Billet erhalten, von einem Hauptmann Billstein, mit dem ich ein Geschäft abzumachen habe.

Amalie (leise).

Um Gotteswillen, liebe Freundin.

Hannchen.

Nur ruhig. Lieber Fritz, wollen Sie mir wol aufrichtig sagen, was das für ein Geschäft ist?

Alsdorff (lachend).

Das kann ich nicht — doch ist es eben nicht angenehm.

Amalie (herausplatzend).

O wir wissen, Sie werden sich schlagen.

Alsdorff.

Sie haben ein prophetischen Geist, ich gehe wirklich zu einer kleinen Bataille.

Amalie.

O meine Ahnung!

Hannchen.

Fritz, können Sie das nicht vermeiden?

Alsdorff.

Ich kann und will nicht.

Amalie.

O ihr wilden Männer, wenn ihr eurem falschen Götzen folgt, der sogenannten Ehre, seid ihr taub für die Stimme der Vernunft. Ihr denkt nicht an die Angst derer, die euch lieben, an ihren Kummer, ihre Verzweiflung, wenn —

Alsdorff (immer heiter).

Mein Fräulein, Sie erzeigen mir viel Ehre, daß Sie sich so lebhaft für mich interessiren.

Hannchen.

Lassen Sie sich sagen — das ist Fräulein —

Alsdorff.

Ich will Sie aus aller Verlegenheit ziehen. Sein Sie unbesorgt, es soll Ihrem Hauptmann kein Haar gekrümmt werden.

Amalie (verlegen).

Ich verstehe nicht, mein Herr —

Alsdorff.

Wie kann ein so schöner Mund die Unwahrheit sagen? Sie verstehen mich recht wohl.

Hannchen.

Aber ich verstehe Sie nicht. Wie können Sie etwas wissen, was —

Alsdorff.

Glaubst du denn, mein Kind, man studire umsonst Philosophie? Ich habe zu Hause zwei dicke Bücher, da steht alles d'rin von dieser Geschichte, was ich wissen will.

Hannchen.

Unbegreiflich ist mir's — sowol Ihr Scherz als Ihr Wissen.

Amalie.

Sie haben Recht, mein Herr, mich einer Unwahrheit zu zeihen, die mir die Verlegenheit auspreßte. Unsere Bekanntschaft wird auf sonderbare Weise geknüpft. Doch ist mir alles jetzt klar. Sie haben den Hauptmann, Ihren Jugendfreund, wie er mir sagte, bereits gesprochen und er hat Sie zum Vertrauten gemacht. Doch jetzt haben auch Sie die Güte, mir unumwunden die Wahrheit zu sagen, und ob und wie Sie die Sache von gestern Abend abmachen werden, die mir schon so viele Angst bereitet hat.

Alsdorff.

Nun denn, mein Fräulein, ich gehe jetzt, die Sache mit der Frau Präsidentin selbst zu verhandeln und dabei den Hauptmann aus gewis-

ſen Feſſeln los zu machen, die ihn jetzt ſchwer drücken, was ich leicht begreife, da ich Sie geſehen habe.

Amalie.

Mein Herr —

Alsdorff.

Sein Sie unbeſorgt. In zwei Stunden iſt Ihr Freund frei und kann handeln wie er will.

Hannchen.

Nun muß ich bitten; ich bin die Vertraute meiner Freundin, in alle ihre Geheimniſſe eben erſt eingeweiht, und vor meinen Augen ſpricht ſie mit einem Fremden von eben den Geheimniſſen und ich verſtehe kein Wort davon.

Alsdorff.

Was brauchſt du auch zu verſtehen, wenn ich mit ſchönen Damen Geheimniſſe habe?

Hannchen.

Fritz, Fritz, ſein Sie nicht ſo leichtfertig!

Amalie.

Mein Herr, ich bin Ihnen unendlichen Dank ſchuldig. Sie haben nicht nur eine drückende Laſt von meiner Seele gewälzt — Sie haben auch Hoffnungen in mir erweckt, an die ich nicht zu glauben wagte —

Hannchen.

Nicht zu voreilig, Amalie, wenn Alsdorff

auch das, mir noch Unbegreifliche durchſetzte, dann biſt du ja noch nicht frei.

Amalie (ſeufzend).

Du haſt Recht.

Alsdorff.

Wie ſo? Sind Sie noch anders gebunden, als durch das Band, das Sie an den Hauptmann feſſelt?

Hannchen.

Fragen Sie doch Ihre Bücher, Herr Magus.

Amalie.

Da Sie ſo viel wiſſen, mag ich Ihnen auch das nicht verſchweigen. Ich bin mit dem Marquis **Dixième** verlobt.

Alsdorff.

Was Teufel, mit dieſem Haſenfuß? Ich bitte um Entſchuldigung — aber ich kann mir nicht denken, daß ein ſo liebes Mädchen dieſen Windhund lieben kann.

Hannchen.

Ei was, ſie liebt ihn auch nicht. Verhältniſſe, Ueberredung (drohend). etwas Eigenſinn, Trotz —

Amalie (bittend).

Hannchen!

Hannchen.

Ich will auch einmal mitreden und die Wahrheit ſagen.

Alsdorff.

Hat Ihre Tante dieſe Verbindung angezettelt?

Amalie.

So iſt's.

Alsdorff.

Und Sie wünſchen Sie gelöſt?

Amalie (ſchlägt die Augen nieder.)

Alsdorff.

Verſtehe. Nun, ich habe mit dem Herrn ohnehin noch ein Wörtchen zu reden. Es iſt doch derſelbe, Hannchen, der auf dein Zimmer kam?

Hannchen.

Derſelbe.

Alsdorff.

Hören Sie, mein Fräulein, verſprechen will ich Ihnen nichts — aber es könnte geſchehen, daß ich das ſo in einem hin mit abmachte.

Amalie. } Wie könnten Sie? —
Hannchen. }

Alsdorff (munter).

Halt, das ist mein Geheimniß. Richten Sie Ihr Köpfchen auf, bleiben Sie hier und hoffen Sie. Wie sagt der Faust des Göthe:

„Drum habe ich mich der Magie ergeben,
„Ob mir durch Geistes Wort und Mund
„Nicht manch Geheimniß würde kund.

Ich werde meine dicken Bücher zu Rathe ziehen. Bisher habe ich geglaubt, ein alter Student sey ein unnützes Möbel auf der Welt — ich merke aber doch, er kann zuweilen zu etwas gut sein. Also Muth und Hoffnung ist die Losung, und wenn alles gut geht zur Belohnung — ein Kuß.

Hannchen (rasch).

Von mir?

Alsdorff (lachend).

Auch mit! (ab).

Der Vorhang fällt.

Dritter Akt.

Zimmer bei der Präſidentin.

Erſte Scene.

Präſidentin (aus dem Nebenzimmer).

Alsdorff will mich ſprechen? Wahrſcheinlich, mich um Verzeihung zu bitten. Alſo auf dieſe Weiſe, mein weichmüthiger Herr Hauptmann, denken Sie die Sache beizulegen, um Ihren werthen Freund zu ſchonen. Sie irren ſich — ich laſſe mich ſo leicht nicht verſöhnen und will Rache haben an dieſem Menſchen. (ſetzt ſich und klingelt).

Zweite Scene.

Präſidentin. Alsdorff.

(Bedienter öffnet die Thüre).

Alsdorff.

(tritt mit kaum merklicher Verbeugung ein und bleibt in der Mitte des Zimmers, auf ſeinen Stock gelehnt, ſtehen).

Präſidentin (vornehm).

Was wünſchen Sie?

Alsdorff (ruhig).

Mir ſcheint, Madame, Sie irren ſich über die Urſache meines Beſuchs. Sie ſehen mich mit hochmüthigen Blicken an und denken mir zu imponiren — allein Sie denken falſch.

Präſidentin.

Mein Herr, was ſoll dieſe Sprache?

Alsdorff.

Nur die Einleitung zu dem, was ich Ihnen zu ſagen habe.

Präſidentin (etwas erſtaunt).

Ich weiß nicht —

Alsdorff.

Nein, noch wiſſen Sie nicht, ſollen es aber gleich erfahren. Bis jetzt meinen Sie vielleicht, ich ſei gekommen, mich zu entſchuldigen, daß ich Ihnen geſtern Abend ein Ständchen brachte —

Präſidentin (aufſtehend).

Alſo Sie waren das?

Alsdorff.

Ja, ich war das. Sie haben es auch recht gut gewußt, denn Sie haben ja den Hauptmann deßhalb zu mir geſchickt.

Präſidentin.

Wie können Sie Ihre Inſolenz von geſtern Abend entſchuldigen?

Alsdorff.

Davon iſt vor der Hand nicht die Rede — ich habe das mit dem Hauptmann abgemacht.

Präſidentin (höhniſch).

Und was haben Sie denn mit ihm abgemacht?

Alsdorff.

Wie ich ihn von der Nothwendigkeit befreien kann, ſich mit Ihnen zu verheirathen.

Präſidentin.

Sie unterſtehen ſich —

Alsdorff.

Die Wahrheit zu ſagen? Ja. Ich thue das immer, das haben Sie wol geſtern Abend gehört.

Präſidentin.

Mit einem Worte, was wollen Sie von mir?

Alsdorff.

Der Hauptmann und Sie paſſen nicht für einander, denn der Hauptmann iſt ein braver Mann und Sie — nun, ich will Ihnen weiter nichts unangenehmes ſagen. Ich erſuche Sie daher, den Hauptmann ſeines Wortes zu entlaſſen und mir ſeine Unterſchrift zurück zu geben.

Präſidentin.

Ich begreife nicht —

Alsdorff.

Wie ich dazu komme? Ich handle eines Theils im Auftrage des Hauptmanns, andern

Theils aus eignem Antriebe, als Freund deſſelben. Ich kann ihm meine Freundſchaft nicht beſſer beweiſen, als wenn ich ihn von der Verbindung mit Ihnen los mache.

Präſidentin.

Sie ſind —

Alsdorff (immer kalt und ruhig).

Unverſchämt oder ſo etwas wollen Sie ſagen — doch nicht ſo ganz, als Sie glauben. Kurz alſo, wollen Sie mir den Contract zurück geben?

Präſidentin.

Will Ihr Freund den Contract nicht erfüllen, ſo iſt das eine Sache, die ich gerichtlich mit ihm abzumachen habe. Wenigſtens kann ich Sie nicht als Vermittler dabei annehmen.

Alsdorff.

Damit Sie das dennoch thun, iſt vielleicht nur nöthig, daß ich Ihnen einige Dinge in das Gedächtniß zurück rufe, die Sie vergeſſen zu haben ſcheinen. Sie werden ſich entſinnen, daß ich zwei Jahre lang bei Ihrem Manne, dem verſtorbenen Präſidenten als — nun als Copiſt gearbeitet habe. Da iſt mir denn ſo mancherlei ohne mein Wiſſen zur Kenntniß gekommen. Beſinnen Sie ſich erſtens auf den hübſchen Profit, den Ihnen die Verwaltung des Waiſenhauſes abwarf. Die Welt lobte Ihren Mann wegen ſeiner Uneigennützigkeit, daß er

die oberste Leitung ohne Gehalt übernahm. Dafür aber floß heimlich die Hälfte der, für arme Waisen bestimmten Einkünfte in Ihren Beutel.

Präsidentin.

Mein Herr —

Alsdorff.

Lassen Sie mich ausreden. Die Rechnungen deshalb besorgten Sie, denn Ihr Gemal war ein schwacher Mann und nur Ihr Geiz und Ihre Habsucht verleiteten ihn zu dieser Betrügerei.

Präsidentin.

Womit —

Alsdorff.

Lassen Sie mich ausreden. Zweitens wissen Sie wol auch noch, daß die Besetzung der Stellen für das untere Gerichtspersonal von Ihrem Manne abhing. Sie werden sich auch entsinnen, daß Sie dabei überall die Hände im Spiele hatten, daß die armen Teufel erst bluten, und vorgeblich für Ihre milden Anstalten recht ansehnliche Beiträge geben mußten, ehe sie zu einer Stelle gelangten. Diese milden Beiträge flossen ebenfalls in Ihren unersättlichen Geldbeutel.

Präsidentin.

Nun wird es mir —

Alsdorff.

Lassen Sie mich ausreden. Sie werden

drittens mir nicht ableugnen, daß der jetzige Präsident, Ihr Schwager, ebenfalls ein schwacher Mann ist, der sich mehr um die Schuhbänder und Hausthüren der Römer bekümmert, als um seine Geschäfte, und daß Sie Ihren Einfluß auf ihn zu erhalten wissen und mit Ihrer Protection noch immer Handel treiben. Dabei sage ich Ihnen beiläufig, daß das Ständchen von gestern Abend bloß deshalb war, weil Sie den armen Justi um die Stelle gebracht haben, die ihm von Gott und Rechtswegen gehört.

Präsidentin (sich zusammen nehmend).

Womit können Sie Ihre abgeschmackten Beschuldigungen rechtfertigen?

Alsdorff.

Rechtfertigen? O, ich kann noch mehr, ich kann sie beweisen. (an der Thür). Strobel, komm herein!

Dritte Scene.

Vorige. Strobel

(mit zwei großen Folianten).

Alsdorff.

Kennen Sie diese Bücher, Madame?

Präsidentin (für sich).

Ich bin verloren!

Alsdorff.

In einer müßigen Stunde durchstöberte ich

Ihres Mannes Bibliothek, und dabei fielen mir diese Bücher in die Hand. Darin nun finden sich eine Menge Briefe, Rechnungen, ein Journal, Belege, u. s. w., alle von Ihrer Hand, welche meine Anschuldigungen beweisen. Sie hatten das recht klug gemacht — alles fein in Bücherdeckel geheftet. Hinten d'rauf steht: **Cicero de legibus** und **Cicero de officiis.** Wer suchte dahinter solche Spitzbübereien?

Präsidentin (vernichtet).

Wie kommen Sie zu diesen Büchern?

Alsdorff (sehr ruhig).

Ich habe sie gestohlen. Bei der Entdeckung war ich lange in Zweifel, was ich thun sollte. Ich weiß nicht, was mich trieb, genug ich nahm die Bücher eines Abends mit nach Hause. Am andern Tage starb Ihr Mann. Anfangs wollte ich schweigen, da Sie aber bei dem neuen Präsidenten Ihren Handel fortzusetzen wußten, machte ich einen Bericht darüber. Dieser ist durch Ihren Einfluß unterschlagen worden und seit der Zeit hassen Sie mich. Dieß beweist Ihr Auftrag an den Hauptmann. Allein Sie bedachten nicht, daß ich Beweise in Händen habe, die Sie verderben können.

Präsidentin.

Was muß ich Ihnen geben, daß Sie schweigen?

Alsdorff.

Wenn Sie mich beleidigen könnten, Ma-

dame, ſo hätte dieß Ihr Antrag gethan. Ich bin ein armer Menſch — Sie würden gern ein paar tauſend Thaler für dieſe Bücher geben und das wäre genug, um mein Lebensglück zu gründen. Aber von Ihnen Geld nehmen, von dem Gelde, worauf der Fluch ruht? Niemals. In meinem abgetragenen Flausrocke trete ich offen einher, in einem guten Kleide, das Sie bezahlt hätten, müßte ich die Augen vor Scham niederſchlagen.

Präſidentin.

Lieber Freund, bedenken Sie —

Alsdorff.

Ihr Freund? Der Titel kommt mir nicht zu. Ich bin nichts weniger als Ihr Freund. Aber bedenken und ſchweigen will ich.

Präſidentin.

Um welchen Preis?

Alsdorff.

Sie verſtehen ſich auf dergleichen Handel, da Sie doch einen Preis vorausſetzen. Alſo: erſtens, Sie verlaſſen dieſe Stadt, daß Ihre Protection und Ihr Einfluß aufhört. Zweitens geben Sie dem Hauptmann ſeine Unterſchrift zurück und drittens laſſen Sie den Prozeß um das Gut fallen.

Präſidentin.

Nimmermehr!

Alsdorff.

Die Bedingung ist unerläßlich.

Präsidentin.

Wenn ich meine Leute rufe —

Alsdorff.

Und mir die Bücher mit Gewalt abnehmen und mich zum Hause hinaus werfen lassen? Das sollte mir um die Gliedmaßen Ihrer Bedienten leid thun, die hier mit meinem Ziegenhainer in unangenehme Collision gerathen würden. Also fügen Sie sich.

Präsidentin.

(nach kurzem Kampfe mit sich selbst, setzt sich und schreibt, öffnet dann ihr Pult und nimmt Schriften heraus).

Hier des Hauptmanns Unterschrift, hier die Documente des Prozesses und hier die Weisung an meinen Advokaten, die Klage zurück zu nehmen.

Alsdorff (empfängt die Papiere).

Zuletzt —

Präsidentin.

Noch nicht genug?

Alsdorff.

Sie haben Ihre Nichte mit dem Marquis verlobt — die Verbindung muß ebenfalls gelöst werden.

Präsidentin.

Also auch das noch? Daher kommen alle

dieſe Sachen? Mein Herr, ich kann dazu nichts thun. Meine Nichte hat ſich freiwillig verlobt.

Alsdorff.

Ich kenne dieſe Freiwilligkeit. Doch können Sie Recht haben, darin nichts thun zu wollen. Ich werde es mit dem Marquis ſelbſt abmachen.

Präſidentin.

Sonach wären wir fertig?

Alsdorff.

Ja.

Präſidentin.

Und die Bücher?

Alsdorff.

Bleiben vor der Hand bei mir, als Pfand, daß Sie Ihr Wort halten.

Präſidentin.

Wer bürgt mir aber für Ihr Schweigen?

Alsdorff.

Mein Wort.

Präſidentin.

Ihr Wort?

Alsdorff.

Sie ſagen das ſo ſpöttiſch, daß es mich beleidigt hätte, wenn Sie kein Frauenzimmer

wären. Sie werden sich indeß mit meinem Worte begnügen müssen.

Präsidentin.

Ich werde es müssen, ja, denn eine andere Bürgschaft ist doch von Ihnen nicht zu erlangen.

Vierte Scene.

Vorige. Marquis.

Präsidentin.

Sieh da, Herr Marquis. Nun können Sie Ihr Geschäft gleich hier abmachen. (zum Marquis, der ihr die Hand küßt). Der Herr hat mit Ihnen etwas zu reden. (leise). Antworten Sie mit Pistolen und sein Sie meines Dankes gewiß.

Marquis (leise).

Soll ich ihn ganz todt schießen oder blos den Arm entzwei?

Präsidentin.

Schießen Sie ihm die Zunge entzwei, das ist das Beste. (ab).

Fünfte Scene.

Vorige, ohne Präsidentin.

Marquis.

(besieht Alsdorff durch die Lorgnette, der ruhig, auf seinen Stock gelehnt, dasteht. Er affectirt in dieser Scene den Franzosen).

Nun, mon ami, worin kann ich dienen?

Alsdorff.

Sie haben neulich auf dem Kaffehauſe von einer Studentenbraut geſprochen. Wen meinten Sie damit?

Marquis.

Ach ſo — ſehen Sie **mon cher**, das iſt eine kleine, ſchnippiſche Nätherin, die, die —

Alsdorff.

Die Sie durch dieſen ehrlichen Mann (auf Strobel deutend) zur Thüre hinaus werfen ließ, als er eben dazu kam, wie Sie ungezogen wurden.

Strobel (trocken).

Richtig, ich habe ihn hinaus geworfen.

Marquis.

Ma foi, c'était lui — ich kann mich nicht recht beſinnen — und ich begreife nicht —

Alsdorff.

Sie ſcheinen überhaupt etwas ſchwer von Begriffen zu ſein, Herr Marquis. Allein Sie werden wol begreifen, wenn ich Ihnen ſage, daß dieſes Mädchen meine Braut iſt, daß Ihre Beleidigungen mir gelten und daß ich Ihnen die Wahl laſſe, zwiſchen Degen und Piſtolen.

Marquis.

Das wäre ein Duell?

Alsdorff.

Richtig, das haben Sie begriffen.

Marquis.

Ich — ich — ich ſchlage mich mit keinem Studenten.

Alsdorff.

(aufflammend, tritt ihm näher, der Marquis weicht zurück, kömmt an einen Stuhl und ſetzt ſich, weil er nicht weiter kann, darauf).

Sie ſchlagen ſich mit keinem Studenten? (kehrt in die vorige Ruhe zurück, da er des Marquis Erbärmlichkeit ſieht). Wiſſen Sie denn, was ein Student iſt? Ich will es Ihnen ſagen. Ein Student iſt ein Mann, der die Wiſſenſchaft, die herrlichſte Blüthe des menſchlichen Geiſtes als treuer Gärtner pflegt, daß ihr Duft, die Wahrheit, ſegnend ſich über die Welt verbreitet. In langen, durchwachten Nächten ſammelt er die Schätze des Wiſſens, welche die Vorzeit uns hinterlaſſen in ſeinem Geiſte und das todte Wort wird lebendig in ſeinem Innern. Mit Mühe und Fleiß ringt er nach ſeinem Ziele. Kennen Sie das Ziel, das er ſich geſteckt? Sie kennen es nicht, denn Sie würden den Mann dann achten, der in ſeiner Phantaſie das Bild trägt, wie er, gereift an Kenntniſſen, an das Bette des Leidenden tritt, Troſt und Hülfe bringt und die Freudenthränen der Kinder, denen er die Mutter, der Gattin, der er den Vater erhalten hat, als ſeinen ſchönſten Lohn betrachtet; oder wie er mit männlichem Muthe die Niederträchtigkeit bekämpft, den Unterdrückten, der Unſchuld den kräftigen Schutz des Geſetzes angedeihen läßt; — oder wie er den von

Leiden zu Boden Gedrückten mit den Worten der ewigen Wahrheit aufrichtet und als Lehrer und Freund aller Menſchen dem ſchönſten Vorbilde nachſtrebt, das je die Welt gezeigt hat. Sehen Sie, das iſt ein Student.

Marquis.

Mais monsieur, je lo crois bien —

Aldorff.

Wiſſen Sie mein Herr Marquis, was ein deutſcher Student iſt? Ein deutſcher Student iſt kein Schüler eines engliſchen **College**, der nie der Ruthe entwachſen und dem Schülerkleide in **verba magistri**, auf die Worte ſeines Lehrers ſchwört. Selbſt denken, ſelbſt prüfen iſt das Zeichen des deutſchen Studenten — nicht Nachbeten. Er iſt kein franzöſiſcher Student, der nichts beſucht als die Vorträge ſeines Brodſtudiums, den nicht die Wiſſenſchaft, nicht die Wahrheit kümmert, ſondern nur die praktiſche Anwendung. Ein deutſcher Student umfaßt mit ſeinem Geiſte alle Wiſſenſchaft — ihm genügt es nicht, in ſeinem Fache geſchickt zu ſein, — kein Gegenſtand des Wiſſens darf ihm ganz fremd bleiben. Wenn Sie das Wort verſtünden: **universitas literarum**, dann würden Sie begreifen, was eine deutſche Univerſität, was ein deutſcher Student iſt.

Marquis.

Permettez — moi, monsieur —

Alsdorff.

Wissen Sie, was ein alter Student ist? Ein alter Student ist ein Mann, der viele Hoffnungen begraben hat, dem die schönsten Träume seiner Jugend unerfüllt geblieben sind, dem der Frühling geblüht und der Sommer doch keine Früchte getragen hat. Gleich einem Baume steht er da, den der nahende Herbst seiner Blätter beraubt, — eines nach dem andern fällt ab — bald steht er blätterlos — aber der Baum ist eine Eiche — noch ist das Mark kräftig und der Saft ist nicht vertrocknet. Und kommt der Frühling wieder, treibt er neue Blüthen, neue Blätter. (aufblickend). Und der Frühling wird kommen, gewiß kommen und ihm wird kein Herbst mehr folgen. — — Sehen Sie, das ist ein alter, deutscher Student.

Marquis.

Aber mein Herr —

Alsdorff.

Ich weiß, Sie haben mich nicht verstanden — — ich habe eigentlich auch nicht für Sie gesprochen.

Marquis.

Mais, ich achte und schätze tous les étiudans —

Alsdorff.

Das gilt mir gleich. Hier handelt es sich davon, daß Sie sich schlagen müssen.

Marquis.

Zwiſchen Ehrenmännern könnte man doch ein arrangement treffen.

Alsdorff.

Laſſen Sie hören.

Marquis.

Wenn ich die Dame um Verzeihung bäte? Ich würde es thun aus Achtung für Sie.

Alsdorff.

Nichts da. Sie haben mich in meiner Braut beleidigt und ich verlange Genugthuung. Es gibt nur ein Mittel, Sie aus dem Handel zu ziehen.

Marquis.

Je ferai tout — reden Sie.

Alsdorff.

Sie haben eine Braut?

Marquis.

Ja.

Alsdorff.

Fräulein Amalie?

Marquis.

Si fait, oui.

Alsdorff.

Entſagen Sie ihr.

Marquis.

Mais mon Dieu, — *das Fräulein liebt mich*, — ſie wäre untröſtlich.

Alsdorff.

Ich habe ſchon einen Troſt für Sie in petto.

Marquis.

Aber bedenken Sie —

Alsdorff.

Nichts iſt zu bedenken. Heirathen werden Sie doch nicht. Denn wenn Sie nicht entſagen, ſchieße ich Sie todt.

Marquis.

Dieſe Alternative —

Alsdorff.

Sie haben die Wahl. Todt ſein und nicht heirathen oder leben und nicht heirathen.

Marquis.

Ja, wenn die Sache ſo ſteht —

Alsdorff.

Sie willigen ein?

Marquis.

Ich muß wol.

Alsdorff.

So kommen Sie und ſtellen mir vor einem Notar ein Zeugniß aus, daß Sie ſelbſt zurück getreten ſind.

Marquis.

Ich werde Ihnen das ſchicken.

Alsdorff.

Nicht doch, ich gehe mit Ihnen, wir machen das gleich zusammen ab.

Marquis.

Aber —

Alsdorff.

Keine Ausflüchte. Ist es gefällig?

Marquis.

Nun denn, so kommen Sie.

Alsdorff (im Abgehen).

Strobel, die Bücher bringst du mir nach Hause.

Fünfte Scene.

Strobel. Bedienter.

Strobel

(hatte die Bücher auf einen Stuhl im Hintergrunde gelegt und sich darauf gesetzt. Er steht auf, nimmt die Bücher und eins davon fällt zu Boden. Mehrere Papiere fallen heraus. Er nimmt sie zusammen und legt sie wieder hinein).

Bedienter (tritt auf).

Was macht Er noch hier?

Strobel.

Er? Ich bitte mir es aus, daß Er höflich ist.

Bedienter.

Keine langen Redensarten, Packe Er sich fort.

Strobel.

Was unterſteht ſich denn ſo ein windiger Pommadenritter. Wenn Er nicht ſtill iſt, werde ich ihm das ungewaſchene Maul ſtopfen.

Bedienter.

Nun guter Freund, wir fürchten uns eben auch nicht.

Strobel.

Der Henker iſt ſein guter Freund. Wo möchte ich wol in dieſem verdammten Hauſe einen Freund haben!

Bedienter.

Packe Er ſich fort und laſſe Er ſeine Grobheiten aus, wo ſie hingehören.

Strobel.

Hier gehören ſie hin, wo der Bediente nicht einen Heller mehr taugt, als die Madam.

Bedienter.

Kerl, wenn Er nicht gleich geht —

Strobel.

Nun, was denn? Will Er mich etwa hinauswerfen? Komme Er heran, wenn er Courage hat!

Bedienter.

Das würde ſich paſſen für mich — mit einem Stiefelwichſer —

Strobel.

Stiefelwichſer? (ſetzt ſeinen Hut auf, nimmt die Bücher unter den Arm und zieht ſeinen Auskloppfſtock aus dem Stiefel). Er mag ein Stiefelwichſer ſein — ich bin ein Wichſier! Weiß Er, was ein Wichſier iſt? Er iſt die rechte Hand der löblichen Studentenſchaft, er iſt ein Mann, der ſein ganzes Leben dem Dienſte anderer Leute widmet, der dafür ſorgt, daß die Stiefeln zum Schuſter kommen, wenn ſie zerriſſen ſind, und kleine Offenherzigkeiten im Collegienrocke allenfalls ſelber zuflickt oder abgeſprungene Knöpfe annäht. Ein Mann, der immer weiß, daß ſein Herr nicht zu Hauſe iſt, wenn die Leute kommen vom Stamme Judä; ein Mann der den Tarator auf dem Pfandhauſe zu ſeinen genaueſten Bekannten zählt, und der immer weiß, wenn ſein Herr Geld braucht und wo es etwas zu pumpen gibt.

Bedienter.

Schon gut, gehe Er nur!

Strobel.

Weiß Er, was ein deutſcher Wichſier iſt? Er iſt kein engliſcher Stiefelwichſer, der Vitriolöl in die Wichſe thut, daß das Oberleder nicht 14 Tage hält. Er iſt auch kein franzöſiſcher Stiefelwichſer, der die Leute auf der Straße anfällt und für einige Franken oder Sous oder Silbergroſchen, wie die Münze heißt, ſeine Bürſte aus der Taſche zieht und auf der Straße Stiefeln wichſt. Er iſt ein Mann, der einen

Flausrock zu behandeln weiß, daß er 6 Jahre hält, und vom ſchwarzen Frack nicht die Wolle abbürſtet.

Bedienter.

Nun iſt's bald Zeit.

Strobel.

Weiß Er, was ein alter Wichſler iſt? Ein alter Wichſler iſt ein Mann, der ſchon viele Bürſten verbraucht hat, ein Mann, der genau weiß, wie viele Bären in der Stadt angebunden ſind und welche brummen, ein Mann, der ſchon viele Billets getragen hat und von allen Paukereien unterrichtet iſt, aber keine ausplaudert. Ein Mann, deſſen Haare anfangen, grau zu werden, der aber immer noch Kraft genug in den Knochen hat, ſeinen Stock zu führen und nicht bloß Stiefeln ſondern auch naſeweiſe Burſchen zu wichſen. Verſtanden, Muſje? (gibt ihm einen leichten Schlag mit dem Stocke und geht gravitätiſch ab).

Verwandlung.

Zimmer bei Hannchen.

Sechste Scene.

Amalie. Hannchen (treten auf).

Hannchen.

Aus dem Zimmer in den Garten, aus dem Garten in das Zimmer. So ſei doch ruhiger.

Amalie.

Wie kann ich ruhig ſein in dieſen bangen Zweifeln?

Hannchen.

Was haſt du denn zu fürchten?

Amalie.

Du fragſt noch? Wenn ſie ſich ſchlagen — und wenn das auch nicht iſt, ſtehen nicht meine liebſten Hoffnungen auf dem Spiele?

Hannchen.

Ueber das Duell ſei unbeſorgt. Alsdorff war heiter, munter ſogar — er wird ſich nicht ſchlagen. Und was deine Wünſche betrifft, hoffe ich alles. Nie verſprach Alsdorff etwas halb, was er nicht ganz zu erfüllen vermag.

Amalie.

Ja, wenn er vermag. Aber ich begreife die Möglichkeit nicht.

Hannchen.

Ich auch nicht. Allein ich frage in ſolchen Fällen nie, ich vertraue felſenfeſt auf ſein Wort und habe mich noch nie getäuſcht.

Amalie.

Könnte ich auch dieß Vertrauen haben!

Hannchen.

Du kennſt auch meinen Fritz nicht, und das iſt gut; denn wenn du ihn kennteſt, müßteſt du ihn auch lieben.

Amalie (lächelnd).

Meinst du?

Hannchen.

Sieh, Amalie, es ist nicht die gewöhnliche Vergötterung der Verliebten, wenn ich meinen Fritz lobe, aber wahrlich, er ist ein seltener Mensch.

Amalie.

Ein seltener Mensch — gewiß — aber ob auch unbedingt gut?

Hannchen.

Hat auch dich die rauhe, äußere Schale getäuscht? O, könnte ich ihn dir zeichnen, wie er ist. Wie fest und unerschrocken er jedem Unrecht in den Weg tritt, wie er mit Kopf und Arm jedem Hülfe bringt, der von andern gedrückt wird, wie er das lauterste Feuer für das Schöne und Gute im Busen trägt, das selten nur, aber strahlend auflodert, wie er unter seinem rauhen Aeußern das zarteste, feinste Gefühl verbirgt und jede Rohheit ihm verhaßt ist.

Amalie.

Aus dir spricht doch die Liebe!

Hannchen.

Ja, die Liebe, die reinste und wärmste Liebe. Wüßtest du, wie ich ihn kennen gelernt, als er mich vor schnöden Beleidigungen einiger jungen Männer schützte, wie wir uns lieben

lernten, wie ich an den Strahlen ſeines Geiſtes mich wärmte, wie mir in ſeinen Worten erſt die Bedeutung des Lebens aufging. Ja, die Liebe ſpricht aus mir, denn es iſt die Seligkeit des Mädchens, den Mann zu lieben, vor deſſen Gemüth und Geiſt ſie ſich in tiefer Achtung beugt, und das Bewußtſein, von ihm geliebt zu werden gibt ein Bewußtſein innern Werthes, das über alle Leiden erhebt.

Amalie.

Glückliche Schwärmerin!

Hannchen.

Nur einen Fehler hat mein Fritz.

Amalie.

Welchen Fehler?

Hannchen

Er iſt arm, ſehr arm.

Amalie.

Und das nennſt du einen Fehler?

Hannchen.

Wohl iſt es ein Fehler, doch nicht der ſeinige, der ſeines Geſchicks. Wenn auch dieſe Armuth unſern liebſten Wunſch verhindert, den, uns zu verbinden, auch dieſe Armuth zeigt ihn wieder als ſeltenen Mann. Wenn du wüßteſt, wie ruhig er lieber entbehrt, als durch Schmeichelei oder ſonſtige Mittel ſich etwas zu verſchaffen, wie er mit unermüdetem Fleiße arbeitete und den Lohn ſeiner Mühe anwandte, um mir in den drückendſten Lagen meines Lebens

zu helfen — (ſie weinend umarmend). Ach, Amalie, das Band, das aus Dankbarkeit, Achtung und Liebe gewebt, mich an ihn feſſelt, iſt unzerreißbar und eine Trennung von ihm, könnte ich nicht ertragen.

Amalie (ihr die Thränen trocknend).

Beruhige dich — ich höre kommen.

Hannchen.

Er iſt's, das iſt mein Fritz.

Siebente Scene.

Vorige. Alsdorff.

Alsdorff.

Meine Damen, ich ſage Ihnen guten Abend. Was iſt dir, Hannchen, du haſt geweint?

Hannchen (reicht ihm die Hand).

Alsdorff.

Was fehlt dir, ſprich!

Hannchen.

Nichts, wenn ich Sie habe.

Alsdorff.

Aber dieſe Thränen? —

Amalie.

Sein Sie unbeſorgt, die Freude, nicht der Kummer preßte ſie ihr aus.

Alsdorff.

Nun, ſo frage ich nicht weiter.

Hannchen.

Was bringen Sie?

Alsdorff (ein Papier hochhaltend).

Eine Anweisung.

Hannchen.

Auf was?

Alsdorff.

Auf einen Kuß.

Amalie.

Ich bitte, ich beschwöre Sie, sprechen Sie deutlicher.

Alsdorff.

Ich dächte, das war deutlich genug. Mein Fräulein, Sie sind frei. Hier ist die Abdicationsurkunde in allen Formen Rechtens.

Amalie.

Wäre es möglich!

Alsdorff.

Die andern Papiere hat der Hauptmann. Ihre Tante läßt den Prozeß fallen, und hat ihn seines Worts entbunden. Er ist augenblicklich zum Fürsten gereist, den er nur heute noch treffen kann. Hat er dort alles in Ordnung gebracht, so denkt er das Uebrige hier in Ordnung zu bringen. An Sie mein Fräulein, hat er mir die besten Grüße aufgetragen.

Amalie.

Hannchen, es iſt ſo — lies ſelbſt, meine kühnſten Hoffnungen ſind übertroffen.

Hannchen (triumphirend).

Siehſt du, Kleingläubige? Ich hatte Recht. Aber jetzt ſagen Sie mir Fritz, durch welche Zaubermacht —

Alsdorff.

Richtig — Zaubermacht. Mein Gott, ich habe die ſchwarze und die weiße Magie ſtudirt.

Hannchen.

Keine Poſſen, Fritz, Sie ſehen, wir armen Frauenzimmer brennen vor Neugierde —

Amalie.

Wirklich, ich wäre auch begierig zu wiſſen. —

Hannchen.

Erzählen Sie.

Alsdorff.

Ei nun, ich nahm zwei von meinen dicken Büchern mit und habe daraus der Frau Präſidentin etwas vorgeleſen. Das hat ſie denn ſo gerührt, daß ſie den Hauptmann frei gab.

Amalie.

Und der Marquis, was ſagte der?

Alsdorff.

Der? **Mais, oui, si fait,** ſonſt nicht viel.

Ich erzählte ihm von den Studenten, von unſerm luſtigen Leben und nebenbei machten wir das Geſchäft ab.

Amalie.

Ich ſehe, mein Herr, es walten hier Geheimniſſe ob, nach denen uns nicht zu fragen ziemt. Mag es ſein, wie es will. Ich verdanke Ihnen mein Glück, und hoffe Gelegenheit zu haben, Ihnen meinen Dank zu beweiſen. In das Haus meiner Tante ſetze ich keinen Fuß mehr und fahre noch dieſen Abend zu meinem Vormund auf ſein Gut. Bei meiner Rückkunft —

Alsdorff.

Halt, ſo wohlfeil kommen Sie nicht weg. Wir ſind um den Preis eines Kuſſes einig geworden und ich fordere meinen Lohn.

Hannchen.

Meine Freundin hat mir das bereits für Sie gegeben, ich werde ſie nachher bezahlen.

Alsdorff.

Nichts, nichts, mein Kind, deine Küſſe gehören zu meinem rechtmäßigen Einkünften — von dieſen ſchönen Lippen aber denke ich eine außerordentliche, etwa eine Prinzeſſinſteuer zu erheben.

Amalie (zu Hannchen).

Darf ich?

Hannchen.

Je nun, was will ich machen?

Amalie (Alsdorff küssend).

Dem Freunde meines Geliebten, dem Geliebten meiner Freundin, dem Manne, dem ich so unendlich viel schuldig bin, sey dieser Kuß das Zeichen meiner Achtung und Dankbarkeit.

Alsdorff.

Es thut mir leid, mein Fräulein, daß ich diesen Kuß nicht für mich behalten kann — aber ich sehe dort zwei Lippen, die von Allem ihr Theil haben wollen.

Hannchen.

Rechtmäßige Einkünfte, wie Sie sagten.

Amalie.

Und nun laßt mich fort. (drückt beiden die Hand). Auf baldiges frohes Wiedersehen! (ab)

Hannchen.

Bald fange ich an, an Ihre Zauberkunst zu glauben, denn mit rechten Dingen geht das doch nicht zu.

Alsdorff (lachend).

Du hast Recht, mit rechten Dingen ging es nicht zu, wol aber mit unrechten.

Achte Scene.

Vorige. Strobel.

Alsdorff.

Was bringst du, Strobel?

Strobel.

Der Teufel mag wiſſen, ob es etwas gutes iſt. Guten Abend, Mamſell Hannchen. Der Pedell hat es zu Hauſe bei Ihnen abgegeben und da habe ich es hergebracht.

Alsdorff.

(öffnet das Schreiben, lieſt einmal leiſe, dann bitter lachend laut).

„Das, wegen mehrerer Duelle unterſchriebene consilium abeundi des Studenten Alsdorff wird hiermit wegen Beleidigung anſtändiger Damen in Relegation verwandelt, und auf Betrieb und im Namen der Polizeidirektion dem Alsdorff zugleich aufgegeben, binnen 24 Stunden die Stadt zu verlaſſen.

Strobel.

J, da ſoll ja gleich ein heiliges Kreuz —

Alsdorff.

Ruhig Strobel! Nicht hier wird geflucht. Ich werde wo anders reden.

Hannchen

(die weinend auf einen Stuhl geſunken war).

Fritz, mein lieber Fritz, was wollen Sie thun?

Alsdorff (im höchſten Zorn).

Iſt das ein rechtmäßiges Urtheil? Iſt es nur in der Form Rechtens? Seit wann iſt es erhört, daß ein Univerſitätsgericht ohne Ver-

hör, auf bloße Requiſition der Polizeibehörde verfährt; daß dieſe ſelbſt auf die Klagen einer intriguanten Frau — nein das überſteigt jede noch dageweſene Ungerechtigkeit! (will fort).

Hannchen (hält ihn).

Und wo wollen Sie hin?

Alsdorff.

Hin will ich, zum Prorector, ihm ſein Urtheil vor die Füße werfen, ihm ſagen, daß er eine Memme und kein Mann iſt — hin will ich, zum Polizeidirector, ihm die Wahrheit ſagen, die ſchreiende Wahrheit, daß dieß eine empörende Ungerechtigkeit iſt!

Hannchen (flehend).

Thun Sie es nicht!

Alsdorff.

Wie? Soll ich ohne zu reden, ruhig weichen?! Nimmermehr?! Luft muß ich haben für das tobende Gefühl in mir — ich kann keine Ungerechtigkeit ertragen.

Hannchen (in höchſter Angſt).

Sie werden ſich vergeſſen, zu heftig werden, und —

Alsdorff.

Man wird mich einſperren!? Mögen ſie es, es iſt nicht ärger als dieß.

Hannchen.

Und ich?

Alsdorff.

(sieht sie eine Weile an, reicht ihr die Hand und sagt dann sehr weich.)

Du hast Recht, das würde dir weh thun. Kann ich dich auch nicht glücklich machen — ich will dir wenigstens Kummer ersparen, so viel ich kann.

Hannchen (weinend an ihn geschmiegt)

Mein lieber Fritz!

Alsdorff

Sei ruhig, Kind — hier blüht uns doch kein Glück. Längst schon hätte ich fortgesollt — jetzt muß, jetzt will ich gehen. Mit schwerem Herzen gehe ich — aber mit Muth und festem Vertrauen. Einmal wird es mir doch glücken, einmal doch wird das Geschick mir günstig sein. Bis dahin — lebe wohl!

Hannchen.

Trennung? Nein, nein, ich kann mich nicht von Ihnen trennen.

Alsdorff mit Thränen kämpfend).

Mache mich nicht weich, Mädchen. Es muß sein. Gleich will ich fort, der Boden brennt mir unter den Füßen — keine Stunde länger in diesen Mauern! Grüße mir den Hauptmann, ich kann ihm kein Lebewohl sagen. Bald erhälst du Nachricht von mir.

Hannchen.

Ich lasse Sie nicht, ich gehe mit Ihnen.

Alsdorff (bitter).

Mit mir? In Noth und Sorge?

Hannchen.

Mit dir, mein Fritz — in Noth und Sorge.

Alsdorff.

Das iſt unmöglich — das geht nicht.

Hannchen.

Es wird, es muß gehen.

Alsdorff.

Was ſollten die Menſchen davon ſagen?

Hannchen.

Wer das reine Bewußtſein im Buſen trägt, kann das Urtheil der Welt verachten.

Alsdorff.

Du biſt mir nur hinderlich.

Hannchen.

Ihre Liebe iſt ſtark, ſie wird auch mich mit tragen.

Alsdorff.

Ich wandere zu Fuße, weit vielleicht, in Hitze und Kälte, in Noth und Entbehrung — es geht nicht, mein Mädchen.

Hannchen.

Soll ich nicht tragen können, was Sie ertragen? O, das Weib iſt ſtark im Leiden. Ich

gehe mit dir, ich muß mit dir gehen. Ich habe niemand mehr auf der weiten Welt, als dich, mein Fritz — du biſt mir Alles, — Vater und Mutter, Freund und Geſchwiſter — ich lebe nur in dir, ich will nur für dich leben, ich kann, ich will dich nicht verlaſſen!

Alsdorff (im ſchmerzlichſten Kampfe).

Hannchen, laß mich allein gehen meinen trüben Weg. Wer weiß, wie bald wir uns wieder ſehen.

Hannchen.

Meinen Sie, ich könnte die Zeit der Trennung ertragen? Soll ich tagelang, wochenlang keinen Gedanken haben, als Sie mit Noth und Kummer kämpfend zu wiſſen? Soll meine Phantaſie das Bild meines Freundes im Elend täglich mit neuen friſchen Farben mir vorführen? Ich kann es nicht, ich kann mich nicht von dir trennen. Nimm mich mit dir, Fritz! (mit rührender Bitte).

Alsdorff.

Aber wie, als was wollteſt du mich begleiten?

Hannchen.

Als deine Freundin. Mögen die Leute die Köpfe ſchütteln, wenn ſie uns zuſammen wandern ſehen auf der Landſtraße, mögen ſie es unſchicklich finden — es iſt es nicht — und ich fühle, wir erreichen zuſammen das Ziel.

Alsdorff.

Sey mitleidig, Hannchen, erspare mir das fürchterliche Gefühl, dich in Noth und Elend zu sehen, in Noth und Elend um meinetwillen.

Hannchen.

Der Schmerz der Zurückbleibenden ist stärker, als das Härteste, was uns treffen kann. Nimm mich mit dir, Fritz!

Alsdorff (nach kurzer Pause — entschlossen).

Wohl, es sei! Es ist das Schrecklichste, was ich bisher erduldet — vielleicht ist es das Letzte. Aber nicht so — als mein Weib sollst du mit mir gehen. Der Diaconus ist mein Freund — er wird mir zu Liebe noch heute Abend den Segen über uns sprechen. Willst du?

Hannchen (ihn heftig umarmend).

Alles, alles, mein geliebter Freund!

Alsdorff (wehmüthig).

Meine Phantasie dachte sich den Tag als den schönsten meines Lebens, wo du mein Weib würdest — es ist der schrecklichste geworden.

Hannchen.

Muth, mein Freund — verzage nicht — du hast noch dich und ein liebendes Weib — wahrlich du bist nicht arm.

Alsdorff.

Genug! Ich treffe meine Anstalten triff du

die deinigen — in einer Stunde hole ich dich — — (faſt weinend) zur Hochzeit ab! (ſtürzt fort).

Hannchen.

(wirft einen Blick nach oben, ſcheint einen Augenblick zu beten, und geht in ſeitwärts ab).

Achte Scene.

Strobel,

(ſieht ihnen nach, indem er die Augen trocknet).

Ich wollte, daß mich der Teufel lebendig holte! Der Pudel iſt fort, Mamſell Hannchen will fort, mein Herr muß fort — was ſoll ich denn noch allein hier anfangen? Hätte mich mein Herr damals erſaufen laſſen — mir wäre beſſer. Was ſoll ich nun machen? Gehen und einpacken helfen? Du lieber Gott, das wird bald gethan ſein. (will ab, bleibt ſtehen). Aber halt! Soll mein Herr ohne Comitat fort? Mein Herr, das älteſte, bemooste Haupt ohne Comizat? Das wäre eine Schande. Nichts da, ich gehe zu Volk und Reuter — die werden mir es ſchon beſorgen. Mein Herr ohne Comitat — das wäre mir eine ſchöne Sache! (brummend ab).

Der Vorhang fällt.

Vierter Akt.

(Das Orchester geht in die Melodie über: „gaudeamus igitur.“ Wenn die Musik schweigt hört man eine Strophe dieses Liedes hinter dem Vorhang singen. In Mitte der zweiten hebt sich die Gardine).

Erste Scene.

Dorfwirthshaus.

(Alsdorff, Volk, Reuter, Hempel, Bärmann, Finke, Mantius, Justi und noch andere Studenten sitzen um einen Tisch mit Flaschen. Im Hintergrunde Strobel. Alle, außer Strobel und Alsdorff haben auffallend große Trauerflöre um den Arm. Sie haben die Mützen auf dem Kopf. Einige sind in Kanonenstiefeln, die vom Ritte beschmutzt sind. Man kann auch das Aufstecken der Mützen auf den Schläger, wie es bei dem sogenannten Landesvater üblich ist, anbringen).

Alsdorff (nach dem Gesange).

Und nun genug. Mittag ist vorüber. Ihr müßt noch nach der Stadt zurück und habt bis dahin 6 Stunden Weges.

Volk.

Du mahnst uns an die Stunde, Freund! Weh dir, die Uhr schlägt keinem Glücklichen!

Alsdorff.

Darum höre ich jede Stunde schlagen und du (lachend) weißt niemals, welche Zeit es ist.

Reuter.

Jetzt, da ihr vom Abschiednehmen sprecht, fällt mir die ernste Bedeutung unseres Comitats erst recht auf's Herz.

Bärmann.

Weiß Gott, wir ſind ſo luſtig mitgefahren —

Finke.

Was luſtig? Siehſt du nicht die Trauerflöre an unſern Armen?

Mantius.

Aber mußt du denn wirklich fort?

Juſti.

Läßt ſich die Sache nicht redreſſiren?

Volk.

Bleib bei mir Max; ich kann's nicht denken, daß mich der Max verlaſſen will.

Alsdorff.

Macht mich nicht weich, ihr guten Jungen. Ihr habt Trauerflöre angelegt, aus Spott und Uebermuth zum Theil — mir aber —

Reuter.

Mich ſoll der Teufel holen, wenn's mir nicht vorkommt, als trügen wir ſie in vollem Ernſte.

Mantius.

Der Himmel weiß, was jetzt aus der Univerſität werden ſoll, wenn du weg biſt.

Juſti.

Wir waren ſo an dich gewöhnt.

Finke.

Du warst das Muster eines bemoosten Hauptes.

Mantius.

Das allgemeine Orakel —

Bärmann.

Stille! Ihr wißt Alle nichts. Ich kenne ihn länger, ich weiß, wie sein Wort galt bei jeder Ehrensache; wie manche er entschieden hat mit seiner Autorität, und wenn es zum Schläger kam, wie er das Schlimmste verhütet hat. Ihr wißt nicht, wie manchem armen Teufel er durchgeholfen hat, indem er für ihn bettelte bei den reichen Bürgern; wie er selbst Kartoffeln aß, wenn seine Schützlinge guten Tisch hatten; wie manchen er durchgebissen hat bei dem Universitätsgerichte, der irgend einen dummen Streich gemacht hatte — ach, ihr wißt noch vieles nicht. Da steht der Wichster, der weiß mehr, als wir alle.

Strobel.

Ja, ich weiß alles, meine Herren, und ich sage: mit Herrn Alsdorff geht der beste Student weg, der je gelebt hat.

Alsdorff.

Still, ich bitte euch, macht mich nicht weich. Der Abschied wird mir ohnehin schwer genug. 15 Jahre habe ich in der Stadt gelebt,

manchen trüben Tag, und manche frohe Stunde — mir ist jedes Haus, jede Straße bekannt und lieb geworden. Jetzt muß ich fort. Manche Generation von Musensöhnen ist an mir vorüber gegangen, die meisten haben ihren Weg gemacht, sind in Amt und Würden — aber ich habe immer mit Freude auf das Studentenleben geblickt, von dem ich jetzt scheiden muß. Brüder, ihr seid der Kern des Volkes — aus euch soll es hervorgehen das Fortschreiten der Menschheit, das Besserwerden der Zeit, und: wohl unserm Lande, sein Kern ist gut — der deutsche Student ist ein Ehrenmann. Hier an meinem Scheidewege bringe ich euch das letzte Glas: es lebe der deutsche Student hoch und hoch und drei Mal hoch!

Alle (stimmen das letzte Mal mit ein).

Alsdorff.

Und nun laßt uns scheiden. Wenn ich ein gutes Andenken bei euch zurücklasse, habe ich doch nicht umsonst gelebt, und wenn nur die Hälfte von dem wahr ist, was ihr mir nachsagt, darf ich doch nicht mit Scham auf meine Jahre zurückblicken. Lebt wohl, lebt alle wohl! (reicht die Hände herum). Manch gutes Wort habe ich zu euch gesprochen, laßt es nicht umsonst geredet sein. Bewahrt euch den Sinn für das Schöne, im Schönen liegt das Gute — bewahrt euch das Streben nach der Wahrheit — denn die Wahrheit ist das Gute, bewahrt euch den

Sinn für die Freiheit, die echte, wahre, die nicht nach Zügelloſigkeit ſtrebt, denn die Freiheit, die des Gedankens iſt das höchſte Gut der Menſchheit. Und nun lebt wohl!

(Poſthörner von Außen).

Alsdorff. (am Fenſter).

Seht, eure Wagen ſind angeſpannt. Die Poſtillone rufen. (in der Mitte) Gebt mir die Hände. So — jeder von uns geht bald ſeinen eignen Weg. Aber einer trifft den andern wieder — möge dann der Bruder immer einen Bruder treffen, möge das Andenken an die ſchöne Jugendzeit das Feuer ſein, das unſer Inneres erwärmt, bis ſpät in die Zeit, wo das graue Haar uns mahnet, daß es noch ein anderes Wiederfinden gibt. Und nun geht — lebt wohl, lebt alle wohl! (reißt ſich gewaltſam los und ſetzt ſich auf einen Stuhl im Vordergrunde der Bühne. Die andern ſtehen noch einen Augenblick, dann rufen ſie: Lebe wohl! und gehen ſtill ab. Nach einer Weile hört man von zwei Hörnern die Melodie von Bertrand's Abſchied, die immer ſchwächer, endlich verhallt. Alsdorff ſteht auf und geht an das Fenſter um den abfahrenden Wagen nachzuſehen).

Zweite Scene.

Alsdorff. Hannchen.

(kömmt aus der Seite, wenn alles ruhig geworden iſt, tritt hinter ihn und legt ihm ſanft die Hand auf die Schulter).

Alsdorff (dreht ſich um).

Hannchen.

Mein lieber Fritz!

Alsdorf (ihr die Hand gebend).

Es war der letzte Abschied, liebes Weib. Der zweite Kreis meines Lebens liegt abgeschlossen auch hinter mir, die Jugendzeit und die Zeit des Jünglings. Jetzt beginnt der dritte — gebe der Himmel seinen Segen!

Hannchen.

Du bist so wehmüthig, lieber Freund!

Alsdorff.

Der Abschied und zudem — weißt du nicht, wo wir uns befinden?

Hannchen.

Ja — ja, wie heißt doch gleich der Name.

Alsdorff.

Laß den Namen, es ist das Dorf meiner Geburt.

Hannchen (lebhaft).

Deine Heimath? O komm, führe mich herum; zeige mir die Plätze alle, die dir aus deiner Kindheit her noch merkwürdig sind, von denen du mir so oft erzählt hast. Sie sind mir alle werth und theuer — schon so lange habe ich gewünscht, sie zu sehen. — Komm, schlage mir die Bitte nicht ab.

Alsdorff.

Abschlagen? Du kommst meinem Wunsche zuvor. Wohl denn, laß uns diese Nacht hier

bleiben und morgen weiter ziehen. Jetzt komm, ich will dich führen. (Beide ab).

Dritte Scene.

Strobel.

(kommt nach einer Pause herein)

Bald hätte er mich erwischt, als er zur Hausthüre hinausging. Das hätte noch einen Spectakel gegeben, denn er hätte mich doch ausgezankt. Jetzt glaubt er mich mit den andern fort — und hat nicht einmal Abschied genommen. Na warte, ich bringe es dir heute noch an. Doch jetzt muß ich sehen, ob der Pudel etwas zu fressen hat. (will ab in die andere Seite, horcht und läuft ans Fenster) Was ist das? Ein Wagen? Hurrah! (schwenkt die Mütze und läuft ab.)

Verwandlung.

(Schloßgarten mit weiter Aussicht, etwas verfallen).

Vierte Scene.

Alsdorff. Hannchen.

Alsdorff.

Hier laß uns weilen, hier kann ich dir die Plätze zeigen, die mir noch in den Träumen meiner einsamen Spaziergänge vorschweben.

Hannchen (setzt sich auf eine Bank).

Alsdorff. (steht neben ihr, mit der linken Hand auf seinen Stock gestützt, mit der rechten zeigend). Hier ist der Garten, in dem ich mit meinem Gefährten, — du hast ihn jetzt als Hauptmann gese-

hen, umher ſchweiſte, wenn die Lectionen zu Ende waren, die mein guter Vater uns gab. Der Garten iſt verwildert, man ſieht es wohl, daß kein Beſitzer hier lebt. (Sehr lebendig u. heiter). Sieh, ſieh, dort ſteht der alte Kirſchbaum noch, auf dem wir — ach das muß ich dir erzählen! Dort wuchſen die herrlichſten Kirſchen — aber immer wurden ſie geſtohlen! Karl und ich paſſen einmal Abends auf und erwiſchen richtig die Kammerjungfer die mit der Gartenleiter hinauf geſtiegen war. Huſch nahmen wir die Leiter weg, und nun hätteſt du die poſſirliche Angſt der armen Franzöſin ſehen ſollen, und wie ſie uns in ihrer kauderwelſchen Sprache bat, ſie herunter zu laſſen. — Dort iſt auch der Platz, wo meine gute Mutter ihre Wäſche trocknete; — wie manches Mal habe ich ihr helfen die Leinen ziehen und die Klammern zugereicht. — Dort drüben wächſt jetzt Kraut — da waren ſonſt Erdbeerbeete — wie oft haben wir dort unſer Naſchmaul befriedigt. Steh doch einmal auf und tritt hier auf dieſe Seite. Siehſt du dort das weiße Haus zwiſchen den beiden Linden ſtehen — dort bin ich geboren worden. (ſchweigt bewegt).

Hannchen. (halb leiſe für ſich.) Sei mir gegrüßt, du ſtille Heimath meines Freundes.

Alsdorff.

Und dicht dahinter iſt das Feld, wo für die Ewigkeit geſäet wird. Dort ſind zwei Grä-

ber, da an der hohen Pappel, — die du hier ſiehſt, — dort ſchlummert mein Vater und meine gute Mutter. — Ich bin ſeit langen Jahren nicht dort geweſen — aber heute Abend vielleicht gehe ich einmal hin. Willſt du mich begleiten?

Hännchen. (bejaht weinend.)

Alsdorff.

Dort wollen wir knieen und uns den Segen der Verewigten holen und Muth für unſere letzte Wanderung.

(geht mit Hannchen zur Bank, er ſetzt ſich, ſie ſteht neben ihm, die Hand auf ſeiner Schulter).

Alsdorff.

Wie das Schickſal doch mit unſern Wünſchen ſpielt. Hätteſt du meinen Vater gekannt, den milden und doch ernſten Mann, mit dem ehrwürdigen weißen Haare, mit der freundlichen Gabe der Ueberredung — wie er ein Freund der Armen und der Bedrängten, der Troſt der Nothleidenden nur ſegnend durch das Leben wandelte — mein höchſter Wunſch war, ihm dereinſt zu gleichen, ähnlich ihm, ein treuer Freund einer kleinen Anzahl von Menſchen zu ſein. Und immer war es dieſer Ort, mein Geburtsort, wo meine Phantaſie mich in meiner Wirkſamkeit herumführte. Ich hatte ſo viele Hoffnung, meine Wünſche erfüllt zu ſehen — es hat ſich alles anders geſtaltet und ſie bleiben ewig unerfüllt.

Fünfte Scene.

Vorige. Hauptmann. Amalie.

Strobel.

Hauptmann.

Und warum das?

Alsdorff (aufſpringend).

Karl, mein Fräulein!

Hannchen.

Amalie!

Alsdorff.

In der That, du haſt mich ſehr überraſcht. Erkläre mir, wie kömmſt du heute noch hierher?

Strobel (vortretend).

Durch mich, wenn Sie es erlauben.

Hannchen.

Strobel? Biſt du auch noch hier?

Strobel.

Ja, und ich denke noch längere Zeit hier zu bleiben.

Alsdorff.

Rede, lieber, beſter Karl!

Hauptmann.

Gut, ich will reden. Zuvor aber, o Cicero und Demosthenes ſchaut herunter auf

mich armen Kriegsknecht und gebt meiner Rede Kraft des Donners und Schärfe des Schwertes, daß ſie dieſen Menſchen niederſchmettere.

Alsdorff.

Mich? Und warum das?

Hauptmann.

Und du fragſt noch? Warum biſt du abgereiſt, ohne mich oder meine Braut etwas wiſſen zu laſſen? Warum gehſt du mit deinem Mädchen lieber ſtolz und trotzig in's Elend, als daß du deinem Freunde deine Lage entdeckſt? Sieh, wäre ich dir nicht ſchon ſeit heute Morgen auf der Fährte — ich hätte dir Steckbriefe nachgeſchickt wie einem Diebe, denn du haſt mich um das Vergnügen beſtehlen wollen, dir meinen Dank abzutragen.

Amalie.

Sie ſind viel zu ſanft, lieber Karl, noch derber, noch viel — derber ſagen Sie ihm die Wahrheit.

Hannchen.

Aber Amalie!

Amalie.

Geh, du Falſche, mit uns iſt es aus.

Alsdorff.

Aber ſo ſagt doch nur —

Amalie.

Gut, mein Herr, ich will Ihnen auch meinerseits sagen, was sich gebührt. Sie haben sich mit ritterlicher Galanterie gegen mich benommen, ich habe Ihnen als Pfand meines Dankes einen Kuß gegeben —

Alsdorff.

Erlauben Sie, mein Fräulein, der Kuß war der Preis und der Dank selbst.

Amalie.

Nicht so, verehrter Paladin, meine Küsse sind nicht mein Eigenthum. Dieser Herr hat mein freies Herz unterjocht und verlangt sie als mein Souverain für schuldigen Tribut, wie Sie zu sagen belieben. Doch weiter. Sie haben mich schmählich durch die Flucht in die Unmöglichkeit versetzen wollen, mein Pfand auszulösen. Können Sie das entschuldigen?

Alsdorff.

Leider vermag ich nicht auf Ihren freundlichen Ton einzugehen. Nicht ich habe gefehlt — die Macht der Umstände.

Hauptmann.

Wenn du ernst wirst, Freund, so mag es sein. Ich bin dir zu sehr verpflichtet um dir nicht zu verzeihen, daß du mich ohne Nachricht lassen wolltest. Jetzt höre den Erfolg alles Geschehenen. Da der Fürst heute Morgen verreiste, konnte ich ihn noch gestern Abend sprechen.

Die Papiere der Präſidentin und einige Andeutungen reichten hin, ihn klar ſehen zu laſſen. Der Prozeß iſt niedergeſchlagen, ich bin Herr dieſes meines Gutes und noch mehr, Herr meiner Hand.

Amalie.

Erlauben Sie, das iſt nicht an dem.

Hauptmann (reicht ihr die Hand).

Richtig, ich war es bis heute Morgen. Höre weiter. Hier dieſer wackere Burſche (auf Strobel) war geſtern Abend noch die vier Stunden bis zur Reſidenz zu Fuße gelaufen, um mich von allem in Kenntniß zu ſetzen. Er kam um zwei Uhr Nachts an, ließ mich wecken und um drei Uhr ſaß ich im Wagen. Ich kam nach der Stadt, um dich aber für deine Unfreundlichkeit zu beſtrafen, ließ ich dich ziehen, da ich von Strobel wußte, wo ich dich wieder finden würde. Ich fuhr noch am Morgen zu dem Gute des Vormunds meiner Amalie, wir wurden verlobt und reiſten dir zuſammen nach, um, wenn du willſt, uns niemals mehr zu trennen.

Alsdorff.

Wie? Iſt das möglich?

Hauptmann.

Ich bin Patronatsherr, die Pfarre iſt erledigt, und war dir ſchon geſtern zugedacht, als ich dich fand. Wenn du mir verſprichſt, ne-

ben der Liebe für deine Gemeinde noch etwas für mich übrig zu behalten, so ist hier die Vocation.

Alsdorff (in höchster Freude).

Karl, mein Hannchen, mein Fräulein!

Strobel.

Sehen Sie, Herr, nun wird alles gut. Mir hat der Herr Hauptmann auch einen Posten versprochen, ich bleibe auch bei Ihnen. Und den Pudel habe ich auch mitgebracht, der Herr Hauptmann hat ihn zurück gekauft — nun sind wir wieder alle beisammen.

Alsdorff.

Mein wackerer Strobel — mein Freund — zu groß ist meine Freude — erlaßt mir den Dank. Nach jahrelangem Hoffen das schönste Ziel erreicht — es ist zu viel!

Hannchen.

Siehst du, ich hatte Recht? Wir gingen unserm Glück entgegen.

Alsdorff.

(tritt in die Mitte, sehr kräftig und begeistert):

Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menschliche wanke,

„Hoch über die Zeit und dem Raume webt
„Lebendig der höchſte Gedanke —
„Und ob alles in ewigem Wechſel kreiſ'',
„Es beharret im Wechſel ein gütiger Geiſt

Hannchen.

(weint an Amaliens Bruſt. Aldorff umarmt den Hauptmann

Der Vorhang fällt.

Deutsche Volkssagen,

zunächst

aus den Rheinlanden.

Herausgegeben und erzählt

von

Roderich Benedix.

Erstes Bändchen.

I. Die Sage vom Drachenfels.
II. Die Sage von Rolandseck.
III. Die Sage vom Lurlei.
IV. Die Teufelsleiter.
V. Die Sagen vom Mäusethurm.
A Bischof Hatto.
B Die sieben Wächter.

Mit vier Bildern.

Wesel,
Druck und Verlag von Johann Bagel.

Kgl. Bibl.
Berlin

II.

Die Sage vom Drachenfels.

1.

Das Opfer.

„Gib mir die Binde her, Thusnelde, bald wird die Sonne erscheinen und die Stunde des Opfers ist da.“ Also sprach ein alter Mann mit weißem Haar und Bart. Er trug ein langes weißes Gewand, auf seiner Stirne war düstrer Ernst zu lesen und dem Munde sah man es an, daß er nur selten zum Sprechen geöffnet wurde. Thusnelde aber, die Tochter des Greises reichte dem Vater die Binde, die er um das Haupt wand und dann die Wohnung verließ und den naheliegenden Berg zu ersteigen begann. Und als er die Höhe erreicht hatte, siehe, da waren versammelt eine Menge Krieger. Sie trugen Bärenfelle über den Schultern und ihre Kleider waren aus den Häuten von Ebern, Hirschen und andern wilden Thieren gemacht. Streitärte, Lanzen und große kupferne Schwerter waren ihre Bewaffung. — Schweigend standen die Männer im Kreise und begrüßten ernst den Priester, denn das war der alte Mann, der in ihre Mitte trat. Und er nahm das Wort und sprach:

„Versammelt seid ihr, um in den Krieg zu gehen, daß ihr Beute gewinnt und Gefangene macht zum Opfer unsers Gottes. So ziehet denn hin und kommt wieder an Beute und Gefangenen reich. Ehe ihr aber geht, wollen wir das letzte Opfer bringen, auf daß euch glücken möge, was ihr vorhabt.“ Als er so gesprochen hatte, winkte er. Da öffnete sich der Kreis und sechs andere Priester brachten drei Männer geführt, deren Hände mit Stricken auf dem Rücken zusammen gebunden waren. Der alte Priester aber hieß sie niederknien und weihete sie ein zu Todtenopfern für den Gott. Darauf befahl er, sie sollten hingeführt werden zum Rande der Bergplatte, auf dem die Versammlung statt fand, daß sie hinab gestürzt würden. Da nahm der Aelteste der drei Gefangenen das Wort und sprach: „Wir sind Kriegsgefangene, in ehrlicher Fehde in eure Hände gekommen. So ihr uns nun dem Gotte opfern wollt, thut ihr recht daran, denn auch wir schlachten unsere Gefangenen zu Ehren des großen Wodan. Doch möge euer Priester sein Opfermesser nehmen und uns die Brust durchstoßen; ihr sollt uns aber nicht lebendig von der Klippe hinab werfen, daß unser Gebein zerschelle und wir unbegraben liegen, ein Fraß für die Aasvögel. Also will es die Sitte.“ Wie nun der Gefangene schwieg, erwiederte der Priester: „Nimmer darf unserm Gotte ein blutiges Opfer gebracht werden. Lebendig verlangt er die Gefangenen, daß er sich ergötze an ihrem warmen Blute.“ Darauf winkte er und der Kreis öffnete sich an der Seite, wo der Abhang steil hinunter geht, nach einer großen Höhle. Die Gefangenen, die nichts mehr sagten, sondern standhaft dem Tode entgegen sahen, wurden hingeführt an den Rand des Berges. Und der Priester trat hinzu und rief: „Komm hervor aus deiner Höhle, daß du empfangest die Opfer, die wir dir bringen und günstig seiest unsern

Männern, die ausziehen wollen, neue Gefangene für dich zu gewinnen!“ Siehe, da regte sich es unten in der Höhle, und hervor kam der Kopf eines großen Drachen. Sein Rachen war wie der eines Crocodils, nur weit größer. Aus dem weit aufgesperrten Schlunde stieg ein schwefelicher Dampf hervor, scheußlich drohten drei Reihen stachlicher Zähne und die kleinen grünen Augen funkelten in blutiger Gier. Der Priester aber stieß den ersten Gefangenen hinab, daß er in die Schlucht stürzte. Der Drache fing den Mann auf und verschwand mit ihm in seiner Höhle. Die Priester murmelten Gebete, während die andern Gefangenen standen und mit Grausen sahen, welches Schicksal ihrer warte. Nach kurzer Zeit kam der Drache wieder hervor, denn er hatte den ersten Gefangenen verzehrt. Da stieß der alte Priester den zweiten hinab. Und es geschah alles bei ihm, wie bei dem ersten und wie bei ihnen beiden, auch bei dem dritten. Darauf kam der Drache nicht wieder zum Vorschein, denn er war satt. — Als nun das Opfer vollbracht war, zogen die Priester und die Krieger hinab von dem Berge. — Solches geschah in der Zeit, wo die Völker in Deutschland noch im blinden Heidenthume lebten und auf dem rechten Ufer des Rheines das Wort Christi noch nicht erschollen war. Der Berg aber, auf welchem solches geschah, heißt noch heut zu Tage der Drachenfels und wer ihn besuchen will, muß nach dem Siebengebirge reisen, unweit der Stadt Bonn. Der eine von den sieben Bergen dieses Gebirges ist aber der Drachenfels.

2.

Die Jungfrau Hildegunde.

Unfern der Stelle, wo heut zu Tage die Stadt Bonn liegt, ſtand mitten im Walde bei einer klaren Quelle ein Kreuz. Die in der dortigen Gegend, auf dem linken Rheinufer wohnenden Leute kannten die Lehren des Chriſtenthums ſchon und hingen den heiligen Worten der Schrift mit frommem Eifer an. Nun geſchah es, daß an einem ſchönen Frühlingsmorgen ein liebliches Mägdlein, Hildegunde geheißen, zu jenem Kreuze ging, um dort ihre Morgenandacht zu verrichten, wie ſie an jedem Tage zu thun pflegte, den der Herr über der Erde aufgehen ließ. Als ſie zu der Quelle kam, beugte ſie ſich nieder und wuſch ihr Angeſicht und ihre Hände in dem klaren Waſſer — dann kniete ſie nieder vor dem heiligen Zeichen unſeres Herrn Jeſu Chriſti und betete in frommer Andacht, wie es ihr gelehrt worden von den frommen Vätern der Kirche. Während ſie nun ſo kniete und ihr Herz zu Gott erhob, vernahm ſie plötzlich wildes Rufen von rauhen Männerſtimmen und dazwiſchen Wehklagen und Schreien von Weibern und Kindern. Der Lärm aber kam von der Seite her, wo das Dorf lag, in dem ſie mit ihrer alten Mutter ſtill und ſittig lebte. Erſchrocken lauſchte ſie den ungewohnten Tönen, und als ſie ihren Blick anſtrengte, ob ſie etwas gewahren könne, das ihr die Urſache verriethe, ſah ſie plötzlich Rauch aufſteigen über dem Walde und bald auch leuchtete eine helle Flamme daher. Dazwiſchen aber tönte der Lärm immer wilder und es kam ihr vor, als ließen ſich auch hinter ihr und zur Seite laute Stimmen und

wüstes Geschrei, wie von Kämpfenden vernehmen. Da kam eine große Furcht über sie und fast wollte sie verzagen in ihrer Angst. Als sie aber bedachte, daß sie in Gottes Hand stehe, und daß er keinen der Seinigen in der Noth verlasse — warf sie sich wiederum hin vor dem Kreuze und betete inbrünstig: „Du guter und starker Gott, der du erhörst das Gebet der Deinigen, vernimm das Flehen deiner armen Magd und neige gnädig dein Ohr ihren Worten. Schütze mich vor aller Fährlichkeit, und so Noth und Trübsal über mich kommen sollte, so gieße deine Gnade über mich aus, daß ich stark sei, es zu tragen.“ Als sie sich wieder erhob, fühlte sie sich wunderbar gestärkt und ihre Angst war von ihr gewichen. Da kamen von der Seite des Dorfes her zwei Weiber mit aufgelösten Haaren gelaufen, die hatten ihre Kinder im Arme und als sie der Jungfrau Hildegunde ansichtig wurden, schrieen und weinten sie und erzählten ihr, daß ein großer Haufe wilder Heiden, von jenseits des Rheines gekommen wäre, das Dorf überfallen und die Männer erschlagen hätten, und raubten an Beute, was sie vermöchten und führten hinweg, Männer, Weiber und Kinder, wen sie fangen könnten. Hildegunde aber sprach ihnen Trost zu und überlegte mit ihnen, wohin sie fliehen und wo sie sich im Walde verbergen wollten. Doch plötzlich erklangen hinter ihnen Tritte und ehe die armen Frauen sich noch besinnen konnten und beschließen, was sie thun wollten, sahen sie sich von einem Haufen wilder Männer umringt, die auf sie zustürzten, sie festhielten, und sie begannen mit Stricken zu binden, daß sie sie wegführten. Während nun die beiden Frauen auf's Neue weinten und klagten und in großem Schmerze jammerten, stand Hildegunde gelassen da. Ihr Blick weilte auf dem Kreuze und sie sprach für sich: „Mein Herr und Heiland, stärke mich in meiner Noth und so ich

zum Sterben kommen sollte, laß mich dahin gehen im festen Glauben auf dein heiliges Wort.“ Als nun die Heiden die drei gefangenen Frauen wegführen wollten, trat plötzlich aus ihrer Mitte ein junger Mann hervor, von hohem Wuchse und kräftigem, kriegerischen Aussehen. Er trug die ganze Haut eines Ebers auf seinen Schultern, so daß der Kopf desselben, seinen Kopf bedeckte und es furchtbar anzuschauen war, wie über seiner Stirn die weißen Hauer des wilden Thieres hervorragten und es schien als gehörten die Augen des Ebers noch zu seinem eignen Kopfe. Rinbod war es, einer der heidnischen Anführer. Und er trat zu der Jungfrau Hildegunde, löste die Stricke von ihren Armen und sprach zu den Männern: „Ihr Freunde mögt mir die Bitte nicht versagen, wenn ich die Jungfrau zu meinem Antheil an der Beute begehre. Denn ihre Schönheit hat mein Herz gerührt und ich wünsche, daß sie meine Hausfrau werde.“ Die Krieger stimmten in das Verlangen ihres Führers, Hildegunde aber sah mit ihren großen blauen Augen dem Rinbod in das Gesicht, und da sie ihre Hände frei hatte, nahm sie ein kleines Kreuz von schwarzem Holze aus dem Busen, küßte es und ging dann schweigend und geduldig mit, wohin die Männer sie führten. Der Zug wandte sich nach dem Dorfe, das die Heiden überfallen hatten. Hildegunde sah, wie einige der leichten Häuser schon niedergebrannt waren, andere noch in hellen Flammen standen. Dazwischen lagen Körper von erschlagenen Männern und Frauen und die fremden Krieger hatten einen Haufen von Gefangenen zusammen getrieben, die alle mit Stricken gebunden waren und scharf bewacht wurden. Die andern aber trieben das geraubte Vieh zusammen, und luden die übrige Beute auf Wagen, um sie hinwegzuführen. Während dessen spähete Hildegunde umher, ob sie ihre Mutter nicht ent-

decken könnte. Unter dem Haufen der Gefangenen konnte sie dieselbe nicht finden. Da wandte sie den Blick nach ihrem kleinen Häuschen, das bereits vom Feuer verzehrt war, und siehe, da lag ihre Mutter, erschlagen von einem herabgestürzten Balken. Hildegunde weinte bitterlich, daß sie ihre Mutter getödtet sah, aber das Andenken an den Herrn Jesum Christum brachte Trost in ihre Seele und sie sprach für sich: „Glücklich bist du, meine gute Mutter, daß dich ein schneller Tod erlöst von der Schmach und der Noth die dein armes Kind und die andern Gefangenen deines Volkes erwartet. Möge der Herr dir gnädig sein und dich aufnehmen in sein Freudenreich, wie er verheißen hat denen, die ihn lieben und ehren.“ Während sie noch so sprach, hatten die Heiden ihr Plünderungsgeschäft beendet und begannen wieder abzuziehen. Zuerst zog ein Trupp Krieger, die das Vieh vor sich her trieben und die Wagen mit Beute führten. Dann kamen die Gefangenen, von dem zweiten Haufen der Heiden begleitet. Unter ihnen zuletzt ging Hildegunde und Rinbod, der ihr die Bande gelöst, hatte ein Pferd bestiegen und sprengte an dem Zuge hin und her, um überall nach der Ordnung zu sehen. Immer aber kam er zu der Jungfrau und sah zu, daß ihr nichts geschah und niemand ihr etwas zu Leide thäte. So gelangten sie allmählig an das Ufer des Rheines. Hier stand noch ein dritter Haufe der Heiden und bewachte die Fahrzeuge, auf denen der ganze Zug herüber gekommen war. Bei diesem Haufen führte ein wilder Mann den Oberbefehl, Horsrik geheißen. Er trug die Haut eines Elennthieres über den Schultern und der Kopf mit dem Geweih des Thieres saß ihm auf seinem Kopfe, daß es schauerlich anzusehen war. Dabei ritt er ein weißes Pferd, das mit einer großen Bärendecke behangen war, denn Sattel und Steigbügel kannte man

damals noch nicht. Die Beute und die Gefangenen wurden jetzt rasch eingeschifft, und bald stieß ein Fahrzeug nach dem andern vom Lande und durchschnitt die Fluthen des Rheines, das andere Ufer zu gewinnen. Zuletzt kam Hildegunde an die Reihe. Als der wilde Horsrik die schöne Jungfrau erblickte, sprang er hastig vom Pferde, um ihr beim Einsteigen behülflich zu sein. Hildegunde aber bebte vor dem wilden Aussehen des Mannes zurück und reichte ihre Hand dem Rinbod, daß er ihr in das Fahrzeug helfe. Darauf stiegen die beiden Anführer mit ihren Pferden ebenfalls ein und begannen nach dem andern Ufer überzusetzen. Horsrik aber stand unweit der Jungfrau und hielt sein unruhiges Pferd beim Zügel. Dabei weilte sein Blick unaufhörlich auf der lieblichen Maid und je mehr er sie anschaute, desto größer ward das Wohlgefallen, das er an ihr fand.

3.

Was mit Hildegunden nun weiter wird.

Am andern Ufer ſtanden die zurückgebliebenen Männer und Frauen und die Kinder der Heiden und warteten auf die Rückkunft der Ihrigen. Als nun ein Kahn nach dem andern anlangte, wurde die Beute ausgeſchifft und auf einen Haufen gebracht, daß ſie unter alle gleich vertheilt werde. Wie aber die Kähne mit den Gefangenen kamen, traten die Prieſter hervor mit bewaffneten Männern, nahmen dieſelben in Empfang und führten ſie fort nach dem Orte, wo ſie zum Opfer des Drachen aufbewahrt werden ſollten. Jetzt kam der letzte Kahn, in dem Hildegunde ſaß. Die Prieſter wollten auch ſie ergreifen und wegführen, da traten von beiden Seiten Horsrik und Rinbod hervor, faßten die Jungfrau bei der Hand und erklärten zugleich, daß ſie das Mädchen als Antheil der Beute für ſich verlangten. Als nun Horsrik hörte, daß Rinbod gleiches Verlangen mit ihm trug, ward er zornig und ſprach: „Ich bin der erſte Anführer des Volkes und mir gebührt die Jungfrau, denn ich habe das Recht, mir aus der Beute auszuwählen, was mir gefällt.“ Rinbod aber ſprach: „Ich habe die Jungfrau gefangen und ſie für die Meinige erklärt, alſo gehört ſie mir zu, denn ich habe ſie zuerſt beſeſſen.“ Horsrik ſprach wiederum dagegen und wollte ſein Recht als erſter Anführer geltend machen und da Rinbod von ſeinem Verlangen nicht abging, entſpann ſich ein heftiger Streit zwiſchen den beiden Männern. Die Krieger aber theilten ſich in zwei Haufen um die Streitenden herum und jeder ſtand zu dem, den er am meiſten liebte, oder der nach ſeiner Meinung Recht hatte.

Und immer wilder wurde der Streit, schon fingen die Krieger unter einander an, Theil daran zu nehmen und Horsrik und Rinbod nahmen die Schwerter, um durch den Kamp die Sache auszumachen. Da trat der alte Opferprieſter zwiſchen die wilden Männer, gebot Ruhe und ſprach: „Wie ziemt es ſich für die Erſten des Volkes, daß ſie ein böſes Beiſpiel geben durch Hader und Zwietracht? Thut die Schwerter weg und vertragt euch in Frieden.“ Horsrik begann mit wilden Worten auf den Greis einzureden und ſuchte ihm zu beweiſen, daß er ein gegründetes Recht auf das Mädchen habe und forderte ihn auf, als Schiedsrichter zu entſcheiden, wem das Mädchen folgen ſolle. Gleicherweiſe redete auch Rinbod auf den Prieſter, that ſein Anrecht an die Jungfrau kund und forderte ſeinen Ausſpruch. Während des Redens aber erhitzten ſich die Gemüther wiederum und es dauerte nicht lange, ſo hatten ſie die Schwerter zur Hand und waren im Begriff auf einander zu ſchlagen. Da wurde der Alte zornig, ſtreckte ſeinen Stab zwiſchen beide und rief mit donnernder Stimme: „Weil ihr euch nicht ſcheuet, den Worten des Alters kein Gehör zu geben und mit wildem Hader Zwieſpalt bringen wollt in das ganze Volk, ſo will ich den Streit ſchlichten. Keiner von euch beiden ſoll das Mädchen haben, ſondern ſie ſoll dem Gotte gehören. Von heute auf den dritten Tag ſoll ſie als Sühnopfer dargebracht werden, für euer beiderſeitiges Unrecht.“ Darauf wandte er ſich um und winkte zweien Prieſtern, und hieß ſie die Jungfrau nach ſeinem Hauſe bringen, daß er ſie weihe zu dem großen Feſte. Es geſchah, wie er gebot. Und ob in den beiden Anführern der Groll noch forttobte, ſo durften ſie ſich den Worten des Opferprieſters doch nicht widerſetzen, denn er ward heilig gehalten von dem Volke und was er ſagte, mußte in Erfüllung gehen.

4.

Wie Thusnelde mit Hildegunden spricht.

Als der alte Priester nach Hause kam, fand er daselbst Hildegunden schon vor, welche von den andern dahin geführt worden war. Er übergab die Gefangene seiner Tochter und befahl dieser, sie mit Speise und Trank zu erquicken und ihr ein Lager zu bereiten auf die Nacht von trocknem Laube und weichen Bärenfellen. Er selbst aber ging fort, um die andern Gefangenen zu besichtigen und die auszuwählen, die am folgenden Morgen geopfert werden sollten. Ehe er sich entfernte, stellte er bewaffnete Männer vor sein Haus, daß die Gefangene nicht entfliehen könne und daß auch von außen niemand zu ihr gelange. Als aber Thusnelde das junge, schöne Mädchen sah und bedachte, welch grausen Todes sie sterben sollte, jammerte es sie und sie nahm die Gefangene freundlich auf und bediente sie als gefällige Wirthin. Hildegunde freute sich über die Freundlichkeit des Mädchens und war in ihrem Herzen froh, aus den Händen der wilden Männer erlöst zu sein. Nachdem sie sich mit Speise und Trank gelabt hatte, fragte sie Thusnelden, was nun mit ihr werden würde und wozu sie bestimmt sei. Thusnelde aber erschrack und schwieg, denn sie wollte der Armen nicht sagen, welch schreckliches Loos ihrer warte. Allein Hildegunde drang immer mehr in sie und bat sie, ihr die Wahrheit zu sagen, wenn sie auch schrecklich wäre, damit sie sich vorbereiten könne auf ihr Loos. Endlich konnte Thusnelde nicht mehr widerstehen und eröffnete der Jungfrau, sie solle von heute auf den dritten Tag dem Drachen überliefert werden, daß sie dem zur Speise diene. Da erschrack

Hildegunde und begann bitterlich zu weinen, daß ſie ſo jung ſchon, ſo ſchrecklichen Todes ſterben ſolle. Und ſie warf ſich auf die Knie, zog das Kreuz aus dem Buſen und begann zu beten, daß Gott ſie erlöſen möchte von ihrem Schickſale und ſie ſtärken in ihrem großen Jammer. Je mehr ſie aber betete, deſto ruhiger wurde ihr Gemüth. Thusnelde ſah mit Staunen auf die Knieende, wie ihre Thränen aufhörten zu fließen, wie aus ihrem Geſichte nach und nach der Ausdruck der Furcht und Angſt verſchwand, und endlich gar Heiterkeit und hohe Zuverſicht in ihren verklärten Zügen zu ſehen war. Hildegunde aber ſprach demüthig: „Wie du willſt mein Herr und Gott, alſo geſchehe mit deiner Magd; du wirſt dein Wort erfüllen, ja du haſt es ſchon erfüllt, wenn du ſagſt: „„ſo du in deiner Angſt zu mir rufſt, will ich dich erhören,““ denn ich fühle, wie der Geiſt deiner Gnade über mich gekommen iſt und du mir die Furcht genommen haſt vor dem Tode. Preis dir und deinem Sohne, unſerm Herrn Jeſu Chriſto, in Ewigkeit, Amen.“ Darauf erhob ſie ſich und war ruhig und gefaßt, ſo daß Thusnelde ſich nicht genug verwundern konnte und ſagte: „Wie kommt es, daß du eben noch in tiefen Jammer verſunken, jetzt aber heitet und fröhlich biſt, daß der furchtbare Tod, der dich erwartet, ſeine Schrecken für dich verloren hat?“ Hildegunde erwiederte: „Ich habe zu Gott gebetet und ihm mein Leid vorgetragen. Und er hat meine Bitte erhört, denn meine Seele iſt ſtark geworden, daß ich den Tod nicht mehr fürchte.“ „Dein Gott muß ein ſtarker und mächtiger Gott ſein,“ entgegnete Thusnelde, „ſtärker und mächtiger als unſer Drache; denn ſo oft ich auch zu dieſem gebetet habe, wie es die Prieſter uns lehren, habe ich doch nie die wunderbare Stärkung gefühlt, die über dich gekommen iſt. Ich glaube aber, daß das kleine Stückchen ſchwarzes Holz von ſeltſamer Form, ſo du in der Hand

hältſt, ein wunderbarer Talisman iſt, der den wohlthätigen Einfluß auf dich übt.“ „Allerdings,“ antwortete Hildegunde, „hat dieß Zeichen unſeres Heilandes einen wohlthätigen Einfluß auf unſer Gemüth. Denn wenn ich es anſchaue, ruft es mir in's Gedächtniß zurück, daß unſer Herr Jeſus Chriſtus für uns den zeitlichen Tod erlitten hat, daß wir erlöſt ſein ſollen vom ewigen Tode.“ Und als Thusnelde neugierig war und Hildegunden bat, ihr zu erzählen von dem wunderbaren und ſtarken Gotte, und wie es zuſammen hinge mit dem Kreuzestode Jeſu Chriſti, begann die Jungfrau ihr zu berichten von Gottes Güte und Allmacht, und wie er den Menſchen ein liebender Vater ſei, ſo daß er ſeinen eignen Sohn auf die Erde geſandt habe, die Menſchen zu unterrichten und zu erlöſen vom Uebel. Je länger ſie aber ſprach, deſto begeiſterter floſſen ihr die Worte vom Munde, daß es ſchien als ſei der Geiſt Gottes über ſie gekommen und habe ihrer Rede Kraft der Ueberzeugung gegeben. Denn Thusnelde wurde immer nachdenklicher und dachte bei ſich: „unſer Gott iſt ein grimmiger Gott, der immer nach dem Blute der Menſchen dürſtet, aber keinen Segen über uns bringt. Auch können wir nicht beten zu ihm, ſo daß Kraft und Troſt in unſere Seelen kommt. Und es wäre wol beſſer, wenn wir auch den Gott der Chriſten hätten und ihn anbeteten, der Himmel und Erde geſchaffen hat, wie die fremde Jungfrau ſagt.“ Solche Gedanken beunruhigten ſie ſehr, ſo daß ſie nicht ſchlafen konnte, als die Nacht hereinbrach, ſondern immer auf ihrem Lager ſtill lag und den böſen Drachen mit dem guten Gotte der Chriſten verglich. Hildegunde dagegen ſchlief in ſüßer Ruhe, denn ſie wußte, daß der Herr ihren Schlummer bewahre und jedes Haar auf ihrem Haupte bewache.

5.

Was Horsrik und Rinbod thun.

Der wilde Horsrik konnte sich nicht zufrieden geben, daß die schöne Jungfrau, auf die er sein Auge geworfen hatte, ihm nicht werden sollte. Er wußte wohl, daß der alte Opferpriester ein strenger Mann sei, und nimmer von seinem Worte abgehen würde, denn er hatte noch nie ein Opfer herausgegeben, das er für seinen blutgierigen Gott bestimmt hatte. Da er also auf diesem Wege nichts zu erlangen vermochte, beschloß er die Jungfrau bei Nacht und Nebel zu entführen. Einige Stunden Weges vom Drachenfels entfernt, wohnte ihm ein treuer Hintersasse. Zu dem wollte er sie bringen, daß sie verborgen bliebe, bis die Nachfragen sich gelegt haben würden. Darum sprach er mit einigen andern Männern, deren Treue er gewiß war und gewann sie für sein Vorhaben.

Während nun der wilde Horsrik seine Pläne im Stillen brütete, war Rinbod in tiefer Trauer, daß die herrliche Jungfrau sollte dem Drachen geopfert werden, denn ihr Blick hatte sein Herz getroffen und er war entbrannt für sie in heißer Liebe. Da er aber nicht wußte, wie er Hülfe finden könnte für seinen Kummer, ging er zu dem alten Priester und wandte alles an, Bitten und Versprechungen, die Jungfrau von ihm zu erhalten Weil dieß nun alles vergeblich war, bat er ihn wenigstens, die Jungfrau nicht so grausenhaften Todes sterben zu lassen, denn er konnte den Gedanken nicht ertragen, daß Hildegunde eine Beute des Drachen werden sollte. Der alte Priester schien von den Bitten des Jünglings gerührt und sagte: „Wohlan, sie soll nicht wie die andern Opfer hinab gestürzt werden. Denn sie hat meiner

Tochter erzählt von dem ſtarken Gotte der Chriſten und unſern Gott geläſtert. So will ich ſie denn anbinden laſſen über der Höhle und unſern Gott anrufen, daß er ſeine Beute hole. Da mag es ſich zeigen, ob ihr Gott ſie retten kann, und welcher dann der ſtärkere iſt, den wollen wir anbeten.“ Solches ſagte er nur aus arger Liſt, denn er war verblendet und hielt den Drachen für den wahren und wirklichen Gott. Rinbod aber gewann einige Hoffnung aus ſeinen Worten und ging fort, indem er ſich die Rede des alten Mannes überlegte. Auch er hatte ſchon mehrfach erzählen hören von dem Gotte der Chriſten und es hatte ihn ſchon mehrmals bedünken wollen, als ſei ein ſegensreicher Gott beſſer als ein anderer, der nur blutige Opfer verlangte. Nun kam es darauf an, welcher der ſtärkere war. Während er ſo ſeines Weges einherging, bemerkte er auf dem Pfade des Waldes mehrere Männer mit Waffen dahin gehen. Dieß fiel ihm auf, denn es war Friede mit den Nachbarn und niemand pflegte mit den Waffen des Krieges auf die Jagd zu gehen. Und es fiel ihm ein, daß der wilde Horsrik etwas könne im Schilde führen, denn er wußte, daß dieſer ſo leicht keinen Groll vergeſſen konnte und von unverſöhnlichem Gemüthe war. Darum beflügelte er ſeine Schritte nach ſeinem Hauſe, nahm Schild und Schwert, und eilte zurück nach des Prieſters Wohnung, in der die gefangene Hildegunde aufbewahrt wurde. Als er dahin gelangte, war es mittlerweile Nacht geworden. Rinbod näherte ſich ſtill dem Hauſe und ſagte den Männern, die um daſſelbe herumſtanden, um Wache zu halten, er ſei gekommen, die Nacht bei ihnen zu bleiben, denn er fürchte, daß böſe Anſchläge im Werke wären. Es war aber dieß die letzte Nacht vor dem Morgen, an welchem Hildegunde geopfert werden ſollte. Als nun Mitternacht vorüber war und der Mond hoch am Himmel ſtand, daß man bei ſeinem Lichte

weithin ſehen konnte, denn das Haus lag frei, ſo kam einer von den Kriegern und erzählte Rinbod, daß von der andern Seite, wo der Wald liege, bewaffnete Männer in der Stille heran kämen. Rinbod rief ſogleich alle Männer zuſammen und wartete ruhig, was da kommen würde. Nicht lange, ſo waren die Bewaffneten da, geführt von dem wilden Horsrik. Rinbod aber hieß einen der Männer vorgehen und fragen, was ſie wollten. Da entgegnete Horsrik, der nicht wußte, daß Rinbod zugegen war: „Seid ruhig Freunde und Kampfgenoſſen. Ich komme um die ſchöne Gefangene mir zu holen. Noch habe ich keinen Antheil an der Beute des letzten Zuges erhalten, und mir gebührt das Recht, mir meinen Antheil auszuwählen, denn ich bin euer Führer im Kampfe. Ich glaube aber, es wird beſſer ſein, das ſchöne Mädchen wird mein Weib, als daß ſie den grauſen Tod ſterbe in der Höhle des Drachen. Darum laßt uns ruhig gewähren und ſchweigt, bis ich euch geſtatte davon zu reden.“ Der Mann der Wache entgegnete aber: „Nicht alſo, wie du ſagſt, darf es geſchehen. Das Mädchen gehört als Opfer dem Gotte und wir ſtehen hier, das Opfer zu bewachen. Darum wende deinen Schritt heimwärts, denn wir dürfen nicht dulden, daß du ſie entführſt.“ Horsrik ward zornig über dieſe Worte und ſprach: „Hütet euch, daß ich nicht Gewalt brauchen muß. Denn ihr wißt, daß ich der Stärkſte bin im ganzen Volke und meinem Arme keiner ſtehen kann im Kampfe. Geht deßhalb auf die Seite, und bringt keinen Streit hervor zwiſchen Freunden und Kampfgenoſſen.“ Da trat Rinbod aus dem Schatten des Hauſes hervor und ſagte: „Wenn du noch ſo ſtark biſt, übermüthiger Horsrik, ſo ſoll dir doch dein Vorhaben nicht gelingen, ſo lange ich noch den Arm brauchen kann und Leben in mir iſt.“ Als aber Horsrik ſeinen Feind ſah, wurde er blaß vor Grimm und Wuth und rief: „Biſt du da, der mir im Wege ſtand bei

der blondhaarigen Maid und schuld ist an dem ganzen Unheil? Wohlan, so laß uns hier entscheiden, was damals des Priesters Wort verhinderte.“ Darauf gebot er seinen Männern, den Kampf nicht zu stören zwischen ihnen beiden — dasselbe that auch Rinbod. Horsrik nahm einen Jagdspieß und warf ihn auf seinen Gegner. Dieser hielt das große, hölzerne Schild vor, das mit einer Thierhaut überzogen, ihn fast ganz bedeckte und fing den Wurf auf. Der Spieß war aber mit solcher Kraft geworfen, daß er das Schild durchdrang und Rinbod im linken Arme verwundet wurde. Als dieser die Wunde fühlte, ergriff ihn der Zorn. Er warf das Schild, das er nicht mehr regieren konnte und die Wurfspieße von sich, nahm das Schwert und sprang auf seinen Feind zu. Dieser deckte sich anfangs mit seinem Schilde gegen die wüthenden Hiebe, konnte aber wegen des großen Schildes selbst seinem Gegner keinen Hieb versetzen. Da er aber in der Wuth des Kampfes mehr daran dachte, seinen Feind zu verwunden, als sich zu schützen, so gab er endlich mehrere Blößen. Rinbod, vielleicht nicht so stark, aber gewandter als Horsrik, wußte das zu benutzen und bald blutete letzterer aus mehreren Wunden. Seine Wuth steigerte sich zum höchsten Grade; er warf sein Schild gleichfalls von sich, nahm das Schwert in beide Hände und führte einen furchtbaren Streich nach des Gegners Haupt. Rinbod wich dem Schlage aus und gleich darauf saß sein Schwert dem Feinde im Halse, daß er todt zu Boden stürzte. So war der Kampf entschieden. Die Männer von beiden Seiten fanden, daß alles ordentlich und gerecht in dem Zweikampfe gewesen wäre. Die Krieger die Horsrik mitgebracht hatte, nahmen die Leiche des Erschlagenen mit sich und gingen nach Hause. Die andern blieben zurück, die Gefangene zu bewachen.

6.

Wie Hildegunde dem Drachen vorgeworfen wird.

Hildegunde hatte die ganze Zeit, welche sie im Hause des Priesters war, fortgefahren, Thusnelden von Gott und seinem Sohne, dem Herrn Jesu Christo, zu unterrichten, so daß am Ende die heidnische Jungfrau bekehrt wurde und ihrer Gefangenen versprach, sich durch die heilige Taufe in den Bund der Christen aufnehmen zu lassen. Jetzt sann sie aber nur darauf, wie sie Hildegunden retten könnte. Sie kannte ihren Vater wohl und wußte, daß von diesem starrsinnigen Manne nichts zu hoffen war. Da sie nun aus dem Gespräche, das Rinbod mit ihrem Vater hatte, vernahm, daß auch dieser nichts für die Rettung ihrer Freundin thun konnte, so verlor sie alle Hoffnung, und weinte über das grause Schicksal der armen Hildegunde. Diese aber tröstete sie und sprach: „Wenn der Herr mich retten will, so wird er es vollbringen, ohne unser Zuthun. So er aber will, daß ich sterben soll, so ist sein Rathschluß gewiß gut und ich werde freudig dahin gehen im Glauben an ihn und zur Ehre unserer heiligen Religion, denn er wird mir Kraft geben, den Tod zu bestehen.“ Thusnelde aber ging zu ihren Freundinnen und erzählte ihnen von den heiligen Dingen in welchen Hildegunde sie unterrichtet hatte. Diese sprachen wieder mit ihren Brüdern oder Männern davon, so daß bald im ganzen Volke bekannt wurde, wie die fremde Gefangene einen starken und gütigen Gott anbete, der stärker sein solle, als ihr Drache. Als nun der Morgen anbrach, an

dem das Opfer vollzogen werden ſollte, ſtrömte das ganze Volk zuſammen, denn alle wollten die Jungfrau ſehen, von der ſo viel im Gau geſprochen wurde und um derentwillen der ſtarke Horsrik im Zweikampfe gefallen war. So geſchah es, daß der Platz auf dem Berge über der Höhle des Drachen dicht von Männern beſetzt war, die ungeduldig harrten, daß man die Gefangene bringe. Während ſie aber noch ſtanden und warteten, ſprachen ſie allerlei unter einander, der eine für, der andere wider den Gott der Fremden, ſo daß doch ſchon die Hälfte des Volkes war, die anfingen und geneigt waren an den Herrn Jeſum Chriſtum zu glauben. Mitten unter den Männern ſtand Rinbod. Sein Angeſicht war bleich, denn er hatte ein heftiges Wundfieber, und dazu trieb ihn die Angſt um die Jungfrau, die er liebte und deren Tod er mit anſchauen ſollte. Die Männer aber, die ihn ſahen, bedauerten ihn und viele meinten ſchon, es wäre beſſer die Jungfrau würde ſein Weib, als daß ſie geopfert würde. Sie durften das jedoch nicht laut werden laſſen, denn es wäre ihnen für eine Läſterung ihres Gottes ausgelegt worden. Jetzt begann vom Fuße des Berges her ein eintöniger Geſang und bald erſchien der Zug der Prieſter mit der Gefangenen. Hildegunde ſchritt ohne Feſſeln daher in der Mitte der Prieſter. In der Hand trug ſie ihr Kreuz, ihre Haltung war edel und furchtlos, ihr Blick ſenkte ſich ſittig vor den Männern und haftete auf dem Kreuze, während ihre Lippen ſich im Gebete bewegten. Jetzt waren ſie auf der Höhe des Berges angekommen und der Zug machte Halt. Die Männer bewunderten die Schönheit des Mädchens und faſt noch mehr den Muth, mit dem ſie dem Tode entgegen ging. Der alte Prieſter trat hervor, weihete die Jungfrau zum Tode und ließ ſie dann hinführen über die Höhle des Drachen und feſtbinden mit Stricken. Darauf trat er über

die Höhle und sprach mit lauter Stimme: „Unser Gott, den wir anbeten seit langer Zeit, ich bringe dir ein neues Opfer. Ich will dich aber bitten, daß du hervorkommst aus deiner Wohnung und dir selbst das Opfer holst, damit wir sehen, daß du ein starker und mächtiger Gott seist, und damit alle überzeugt werden, die an deiner Stärke zweifeln wollen.“ Siehe, da regte sich es in der dunkeln Höhle und langsam wälzte sich der Drache heraus, so daß es schien, als nehme er gar kein Ende. Sein Rachen war so groß, daß er wol hätte einen Ochsen verschlingen können, sein ungeheurer Leib war mit festen Schuppen bedeckt, daß die schärfste Lanze nicht hätte durchdringen mögen, seine Füße waren mit scharfen Krallen versehen und sein Schwanz war von einer furchtbaren Länge, anzuschauen wie eine Schlange. Als er nun ganz hervor war aus der Höhle, entsetzten sich alle vor dem Ungeheuer, denn noch niemand von dem Volke, außer den Priestern, hatte ihn in seiner ganzen Scheußlichkeit gesehen. Der Drache schaute sich um und gewahrte das Mädchen. Da begannen seine Augen zu funkeln in Blutgier, aus dem geöffneten Rachen züngelten Feuerflammen hervor und schwefelicher Dampf und er begann vorwärts zu schreiten nach der Jungfrau, daß er sie anfasse und verschlinge. Je näher er aber kam, desto größer wurde das Entsetzen derer, die es sahen und viele flohen davon, die den scheußlichen Anblick nicht ertragen konnten. Hildegunde aber bebte auch bei dem Anblick des Unthieres und als es näher kam und immer näher, und nur noch wenige Schritte hatte, bis es sie erfaßte, da rief sie in großer Angst: „Schütze mich, Jesus Christus, Gottes Sohn!“ Und dabei streckte sie dem Drachen das Kreuz mit beiden Händen entgegen. Wie der das Kreuz erschaute, fuhr er zurück, und begann ein furchtbares Geschrei, als wenn wol tausend Wölfe heulten. Hildegunde fuhr

fort zu beten und rief: „O du heiliger, dreieiniger Gott, erlöse deine arme Magd von dem furchtbaren Tode!“ Da schlug der Drache mit dem Schweife um sich, daß er sich selbst darein verwickelte und stürzte den Berg hinab mit donnerndem Falle, daß überall schwarzes Blut an den Felsen hängen blieb und er unten zerschellte. — Das umstehende Volk aber begann zu jauchzen in großer Freude. Rinbod stürzte auf die Jungfrau zu und löste ihre Stricke — und die Männer alle umher fielen auf die Knie und baten die Jungfrau, sie möchte ihnen mittheilen den großen und starken Gott, der durch sein Wort allein den furchtbaren Drachen besiegt hatte. Hildegunde war anzuschauen wie eine Prophetin, so hoch und hehr stand sie in der Menge. Und sie nahm Wasser aus der Quelle, die auf dem Berge entsprang und taufte das ganze Volk, zuerst Rinbod und Thusnelden.

So geschah es, daß das Christenthum auf das rechte Ufer des Rheines kam und immer mehr ausgebreitet wurde. Hildegunde aber wurde die Hausfrau des braven Rinbod. Und sie erbauten auf der Spitze des Berges eine Burg und hießen sie die Drachenburg. In der Drachenburg aber blühte lange Zeit das Geschlecht von Drachenburg oder später von Drachenfels geheißen, die abstammten von Rinbod und Hildegunden.

III.

Die Sage von Rolandseck.

1.

Vom Ritter Uffo und seiner Tochter.

Wol 1000 Jahre mochten vergangen sein, seitdem die Burg auf dem Drachenfels erbaut worden war. Die ersten Gebäude standen schon längst nicht mehr; neuere und weitläuftigere nahmen deren Stelle ein, so daß der einstige Wohnsitz des Anführers eines noch rohen Volkes jetzt eine stattliche Ritterburg geworden war. Aber dasselbe Geschlecht hauste noch auf dem Schlosse, die Ritter von Drachenfels, abstammend von dem starken Rinbod. Und es war hergebracht in der Familie, daß immer das erste Töchterlein des Stammherrn den Namen Hildegunde führte, zum Andenken an die Ahnfrau ihres Geschlechts, die durch ihre Frömmigkeit den Berg von seinem scheußlichen Herrn, dem Drachen erlöst hatte. Zu der Zeit nun von der wir erzählen wollen, wohnte auf der Burg Herr Uffo von Drachenfels. Er hatte nur eine einzige Tochter, Hildegunde geheißen, die von allen die sie sahen, als die schönste und lieblichste Jungfrau des

Gaues gepriesen wurde. Weiter hinein in das Land, nach Morgen zu, wohnte ein Ritter, Herr Benno von Felsburg, ein böser Mann, der immer auf der Landstraße lag die reisenden Kaufleute plünderte, und allerhand andere Unbill verübte, weshalb er auch im ganzen Lande gehaßt und gefürchtet war. Dieser Benno hatte die schöne Hildegunde gesehen und war in Liebe zu ihr entbrannt. Als er nun gewahr wurde, daß das Bild des schönen Mädchens ihn unabläſſig verfolgte und er nirgends Ruhe hatte, beschloß er um sie zu freien. So ritt er denn eines Tages hin nach dem Drachenfels und trat vor den alten Uffo mit dem Begehren, er wolle ihm seine Tochter zur Hausfrau geben. Herr Uffo aber bedachte, daß der Benno ein böser Mann sei, bei dem seine Tochter gewiß unglücklich sein würde, und schlug ihm deren Hand ab. Darüber gerieth der Felsburger in gewaltigen Grimm und ritt zornig nach Hause, indem er bei sich überlegte, wie er wol sich rächen könne für den Schimpf, den man ihm nach seiner Meinung angethan hatte. — Am Abend desselben Tages saß Herr Uffo mit seiner Tochter in einer Halle der Burg und auf seiner Stirne waren noch die Wolken des Unmuths zu sehen, daß der verrufene Benno es gewagt hatte, sich ihm zum Eidam anzutragen. Da stieß der Thurmwächter in das Horn und bald brachte ein Knappe die Meldung, draußen vor der Zugbrücke sei ein fremder Rittersmann und begehre Einlaß und freundliche Herberge auf der Burg. Herr Uffo befahl das Thor zu öffnen, den Ritter willkommen zu heißen und nach dem Gemach zu führen. Es geschah wie er sagte und bald trat herein ein junger Ritter von lieblicher Gestalt. In langen Locken floß das reiche blonde Haar ihm über die Schultern, auf seiner hohen Stirne stand Muth und Tapferkeit zu lesen, und doch blickte sein großes, blaues Auge so mild und freundlich, daß er alle

Herzen gewann. Er war bekleidet mit einem dunkeln Waffenrocke, über dem er einen leichten Panzer trug. Sein Haupt bedeckte ein leichter Helm mit blauen und weißen Federn. Als er eintrat, neigte er sich freundlich vor Hildegunden, wandte sich dann zu Herrn Uffo und sprach: „Die einbrechende Nacht zwingt mich, eure Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen. Wollet gütig mir und meinem Knappen, nebst meinen müden Rossen Herberge gewähren.“ Herr Uffo stand auf, reichte ihm die Hand und antwortete: „Ich nenne euch herzlich willkommen. Heißt meine Burg auch der Drachenfels, so ist der Drache doch schon längst verschwunden, der einst hier hauste und wohnen schon seit Jahrhunderten gastfreie Leute hier.“ Darauf winkte er der Tochter, die dem Ritter einen Becher zum Willkommen reichte. Und wie der Jüngling der lieblichen Jungfrau in das Auge schaute, schlug sie den Blick zu Boden, und es dünkte ihr, als habe sie noch nie so schöne Augen gesehen und könne doch ihren Anblick nicht ertragen. Als sie nun traulich um den Tisch saßen und der gute Wein den müden Gast etwas gestärkt hatte, erzählte er, daß er Roland heiße und auf dem Wege begriffen sei, seinen Freund den Herrn von Oberburg, zu besuchen, der an der Mosel wohne. „Vielleicht wäre ich heute schon weiter gekommen,“ fuhr er fort, „hätte ich nicht ein Abenteuer unweit eurer Burg gehabt. Als ich so durch den Wald hinritt, hielt plötzlich mein Knappe sein Pferd an, und rief mir zu, daß er im Gebüsche etwas verdächtiges bemerke. Wir stiegen ab, drangen vorsichtig in den Wald und fanden etwa hundert Schritt vom Wege ab einen Mann, an einen Baum gebunden, und den Mund verstopft. Wir machten ihn los und er berichtete uns, daß er ein Kaufmann sei, der mit einem Waarenzuge gen Mainz zu reisen gedacht habe, hier im Walde aber von einer Schaar reisiger Knechte überfallen, zu Boden

geſchlagen und dann hier feſt gebunden worden ſei. Wir fragten ihn, wie viele der Räuber es geweſen, wann das geſchehen, und wohin ſie ihren Weg genommen. Er berichtete weiter, daß es ihrer acht Knechte mit einem Ritter geweſen, daß ſie auf dem Wege gen Süden fortgezogen ſeien und noch keine halbe Stunde entfernt ſein könnten. Darauf ließ ich mir von meinem Knappen Schild und Lanze reichen und ſprengte mit ihm auf dem angezeigten Wege den Räubern nach. Fiel mir auch ein, daß ihre Anzahl uns weit überlegen ſei, ſo dachte ich doch auch, daß es die Pflicht des Ritters iſt, dem Bedrängten und Unterdrückten zu helfen, ſollte er auch ſelbſt dabei zu Schaden kommen. Da wir unſre Gäule wacker auftreten ließen, hatten wir den Zug bald erreicht. Es fand ſich ſo, wie es der Kaufmann geſagt hatte. Drei Wagen mit Pferden und Knechten fuhren in der Mitte und um ſie herum ritten acht Reiſige, vier vornweg und vier hintendrein, die laut mit einander lachten und ſich des guten Fanges freueten; doch konnte ich nirgends den Ritter gewahren. Ich rief den Schelmen zu, daß ſie halten und ihren Raub herausgeben ſollten. So wie ſie meine Stimme vernahmen, drehten ſie ſich um, und gewahrend, daß es nur zwei ſeien, die ſie bedrohten, höhnten ſie uns und hießen uns unſeres Weges ziehen. Da ich ihnen nun nochmals gebot, die Wagen zu laſſen, nahmen ſie Armbrüſte und begannen auf uns zu ſchießen. Flugs legte ich die Lanze ein, rannte auf den Vorderſten zu und ſtieß ihn vom Pferde. Einen Zweiten traf gleiches Schickſal und den Dritten hieb ich mit meinem Schwerte nieder, während mein Knappe mit dem Vierten ſich herumtummelte. — Als die vier andern, die vor dem Zuge ritten und ſo ſchnell in dem Hohlwege nicht bei den Wagen vorbei, ihren Geſellen zu Hülfe kommen konnten, ſahen, daß wir wacker drein hieben, nahmen ſie die Flucht. Den Vierten

fingen wir und er geſtand, daß ihr Herr der Ritter Benno von Felsburg ſei, der ſchon voraus geritten wäre, weil er glaubte, alles ſei gelungen. Darauf ließ ich die Knechte die Wagen umwenden und ſagte dem Kaufmanne, er möchte jetzt zurück fahren und auf anderem Wege gen Mainz zu kommen ſuchen, denn er wäre auf dieſer Straße nicht ſicher vor neuem Ueberfalle. Den vierten Knecht nahmen wir zwei Stunden Weges mit, damit er nicht zu früh verrathen könne, was mit dem Kaufmanne geworden ſei und ließen ihn dann laufen.“

Herrn Uffo gefiel das Abenteuer des jungen Ritters. Hildegunde hatte mit großer Theilnahme zugehört und mit heimlichem Wohlgefallen auf Herrn Roland's ſchönes Geſicht geblickt, das ihr im Eifer der Erzählung beſonders anmuthig vorkam. Nachdem ſie noch mancherlei geſprochen hatten, begehrte der Gaſt nach Ruhe und trennte ſich von ſeinem freundlichen Wirthe. Als aber Hildegunde nach ihrem Kämmerlein ging, hatte ſie vergeſſen, ihrem Vater gute Nacht zu wünſchen, und ſchämte ſich ſehr, als dieſer ſie erſt daran erinnern mußte. Und ſie machte ſich ſo viele Vorwürfe über ihre Vergeßlichkeit, daß ſie faſt die halbe Nacht nicht ſchlafen konnte.

2.

Wie Herr Roland mit Hildegunden ſpricht.

Am folgenden Morgen ſaß Herr Uffo in ſeinem Gemach, und wartete ſeines Gaſtes. Auf dem Tiſche dampfte ein warmes Bier, mit Honig bereitet, und Jungfrau Hildegunde ſchaute ungeduldig nach der Thüre, wo Herr Roland eintreten ſollte, denn ſie fürchtete, das Frühſtück möchte kalt werden und dann dem Gaſte nicht ſchmecken. Und das wäre ihr ſehr unlieb geweſen, denn ſie hatte es ſelbſt zugerichtet. Jetzt öffnete ſich die Thüre, aber nicht Herr Roland, ſondern deſſen Knappe trat herein, und berichtete, daß ſein Herr das Lager nicht verlaſſen könne. Denn erſtens habe er bei dem geſtrigen Kampfe eine Wunde am linken Arme bekommen, und dann ſei in der Nacht eine alte, kaum vernarbte Wunde wieder aufgebrochen, wahrſcheinlich von der geſtrigen Anſtrengung. Solches that Herrn Uffo ſehr leid und er befahl ſeiner Tochter Kräuter und Salben zu nehmen und Leinwand zum Verbinden und mit ihm zu gehen an das Lager des Ritters. Denn in jenen alten Zeiten verſtanden ſich die Frauen trefflich darauf, die Verwundeten zu behandeln, und ſollen die ſchwerſten Wunden damals unter ihren Händen weit leichter geheilt ſein, als jetzt. Wahrſcheinlich haben ſie eine geheime Kunſt dabei gehabt, die jetzt verloren gegangen iſt. Hildegunde gehorchte in großer Eile ihrem Vater und trat bald mit ihm in das Gemach des Ritters. Herr Roland lag blaß auf ſeinem Lager und hatte heftige Schmerzen. Hildegunde nahm darauf Balſam und verband ihm die

Wunden. Da wurde dem wackern Ritter wunderbar wohl und es schien, als habe er gar keine Schmerzen mehr. Er nahm aber das Wort und sprach: „Verzeihet, mein edler Wirth, daß ich euch so viel Beschwerden mache, aber ich fühle mich unfähig, das Lager zu verlassen.“ Da bat ihn Herr Uffo, ruhig zu sein und seiner Wunden zu pflegen, bis sie geheilt wären und fügte hinzu: „wenn ich auch lieber sähe, ihr könntet mit mir in den Forst reiten, um der Jagd obzuliegen, so seid ihr mir doch auch ein lieber Gast, wenn wir euch pflegen können.“ Herr Roland freute sich, daß er in so gastfreies Haus gekommen war. Als aber Hildegunde das Gemach verließ war sie gleichfalls froh, denn sie hatte gesehen, daß die Wunden des Ritters nicht gefährlich waren, wenn vielleicht auch manche Woche noch hingehen mochte, ehe er an das Weiterreisen denken konnte. Von nun an pflegte sie ihn mit vieler Sorgfalt und that alles, um ihm in seiner Krankheit Freude zu machen. Wenn der Ritter dafür dankbare Worte an seine Pflegerin richtete, oder wenn sie nur sah, daß es ihr gelang, ihn aufzuheitern, fühlte sie sich hinlänglich belohnt für alle die Mühe, die sie mit ihm hatte. Auch der alte Herr Uffo brachte mehrere Stunden des Tages im Gemache seines kranken Gastes zu und ergötzte sich an seinen Gesprächen und Erzählungen; denn Herr Roland war weit in der Welt umher gewesen und hatte trotz seiner Jugend manche abenteuerliche Fahrten und manch rühmlichen Strauß bestanden, so daß er zu erzählen wußte von fremden Ländern und Sitten, von Abenteuern und Kriegsgeschichten. So gewann Herr Uffo den jungen Mann lieb, als wenn er sein Sohn wäre. So gern er aber auch den Worten des Ritters lauschte, so hörte doch seine Tochter noch lieber zu, wenn Herr Roland die Zither nahm und in den lieblichsten Weisen ihr Minnelieder vorsang oder in

zierlichen Verſen die kühnen Thaten edler Ritter mittheilte. Und ſie gewann ihn gleichfalls lieb, daß ſie meinte, es wäre ſchön, wenn er ihr Bruder wäre. So oft ſie aber das dachte, war es, als ob eine geheime Stimme in ihr flüſterte: „nein, er ſoll nicht dein Bruder ſein.“ Dann dachte ſie darüber nach, wie ſie auf der einen Seite das wünſchen könne, auf der andern Seite aber nicht und bemühte ſich, mit ſich ſelbſt in's Klare zu kommen. Allein, ſo viel ſie auch darüber dachte, es gelang ihr doch nicht. Und ob man wol hätte meinen ſollen, das viele Denken hätte ihr am Ende unangenehm werden und ſie hätte es aufgeben müſſen, ſo war dem doch nicht ſo, und wenn ſie des Morgens erwachte, war dieſer Gegenſtand ihr erſter Gedanke, und wenn ſie des Abends einſchlief war es ihr letzter, ſo daß ſie oft das Morgengebet und Nachtgebet vergaß und mit ſich ſelbſt zürnte.

Herr Roland endlich befand ſich ſo wohl in dieſem gaſtlichen Hauſe, daß er ſich faſt ſeiner Wunden freuete, denn ohne dieſe, wäre er doch ſchon am andern Tage nach ſeinem Eintreffen wieder abgereiſt. Ueberdies machten ihm ſeine Wunden auch keine großen Schmerzen, und heilten, wenn auch langſam, doch glücklich zu, ſo daß er ſchon nach wenig Tagen hatte das Krankenlager verlaſſen können und bald auch in dem Garten der Burg die friſche Luft und die herrliche Ausſicht auf die Umgegend genießen konnte. — So geſchah es, daß er eines Abends mit Hildegunden im Garten wandelte. Er hatte ihr erzählt von ſeiner Kindheit, von ſeiner Mutter, die nun todt war und ſeinen Schweſtern, die bereits Hausfrauen waren, und in der Schilderung der glücklichen Kinderzeit war eine Wehmuth über ihn gekommen, ſo daß beide eine geraume Zeit ſchweigend neben einander wandelten. Tiefer ſenkte ſich die Sonne, ſchon rötheten ihre letzten Strahlen

die leichten Wölkchen am blauen Abendhimmel, da blieb Herr Roland stehen und zeigte der Jungfrau die Abendröthe, indem er sprach: „Wie herrlich sinkt die Sonne dort hinab, nach vollbrachtem Laufe. Rings umher feiert die ganze Natur mit tiefer Stille das Scheiden ihrer Mutter, und der Mensch schließt sich inniger an den Menschen an. Ist es mir doch in diesem Augenblicke, als sollte ich mich niemals von euch trennen.“ Hildegunde sagte rasch: „Trennen, Herr Ritter? Ach nein — das wäre nicht schön.“ „So möchtet ihr mich immer um euch sehen,“ fragte Herr Roland. „Gewiß,“ antwortete die Jungfrau, „denn wenn ihr scheiden wolltet, würde ich sehr traurig werden.“ Beide schwiegen einen Augenblick, da faßte er plötzlich die Hand der Jungfrau und sagte: „Wenn ich euch nun, um mich nie mehr von euch zu trennen, bäte, meine Hausfrau zu werden und mir in Liebe und Treue hold und gewärtig als mein trautes Weib zu sein, würdet ihr mit mir ziehen, wohin ich ziehe?“ Hildegunde aber zog ihre Hand aus der des Ritters, schlug die Augen zu Boden und eine brennende Röthe überflog ihre Wangen. War es ihr doch in diesem Augenblicke, als sei das Räthsel ihres Herzens gelöst und als wisse sie, warum sie den Ritter so lieb habe, wie einen Bruder und doch nicht wünschte, daß er ihr Bruder sei. Sie vermochte aber keine Antwort zu geben auf Herrn Rolands Frage. Da nahm dieser wiederum das Wort und sprach: „Ihr schweigt, Jungfrau? Hat es euch beleidigt, was ich sagte? Oder habe ich mich getäuscht, wenn ich hoffte und glaubte, ihr würdet mich lieben können, wie ein treues Weib den Mann liebt, dem sie sich für das Leben verbindet?“ Hildegunde aber sagte mit niedergeschlagenen Augen: „Ziemt es doch der sittsamen Jungfrau nicht, Antwort zu geben, auf solche Fragen; denn der Vater ist Herr ihres

Schickſals, und nur aus ſeiner Hand empfängt ſie ihren Gatten.“ „Und wenn euer Vater mir euch geben wollte zu meiner Hausfrau — würdet ihr Nein ſagen,“ fragte Herr Roland weiter und faßte ihre Hand. Die Jungfrau wußte nichts darauf zu erwiedern und als der Ritter ſie mehr und mehr an ſich zog, ließ ſie es faſt willenlos geſchehen, bis ſie an ſeiner Bruſt lag und ihr ſchamerglühtes Geſicht an ſeinem Buſen barg. Da trat Herr Uffo in den Garten und wie er die Gruppe gewahrte, blieb er verwundert ſtehen. Herr Roland aber rief ihm zu und ſagte: „Zürnet nicht Herr Ritter, wenn ich mich der Liebe eurer Tochter vergewiſſern wollte, ehe ich um ihre Hand anhielt bei ihrem Vater. Da ich aber nun glauben darf, daß ſie mich lieben wird, ſo bitte ich euch, ihr wollt mir geſtatten die Jungfrau heimzuführen als mein eheliches Gemal.“ Darob freuete ſich Herr Uffo, denn er hatte den Ritter lieb und ſchon oft im Stillen gewünſcht, er möchte ſein Eidam werden. Und er trat hinzu und ſprach: „Nehmt ſie hin, Herr Ritter mit meinem beſten Segen. Möget ihr beide vereint nur eine Bahn des Glückes wandeln.“ Herr Roland zog die Jungfrau feſt in ſeine Arme und rief: „So verſpreche ich dir vor Gott und deinem Vater, dich zu lieben und zu ehren als mein trautes Gemal und dich zu ſchützen gegen jegliche Unbill mit dem Blute meines Lebens!“ Hildegunde aber machte ſich los aus dem Arme des Ritters und ſank an die Bruſt ihres Vaters. Und wie der ihr den Kopf aufhob und ihr in's Auge ſchaute, gewahrte er, daß ſie weinte. Es mochten aber wol Freudenthränen ſein, denn ihre Züge ſahen verklärt aus wie von hoher Wonne.

3.

Wie Ritter Venno von Felsburg das erfährt.

Der Felsburger saß bei dem Weinhumpen auf seiner Burg und schaute finster vor sich hin. Denn es ist ein wahres Wort, daß der Wein nicht schmeckt, wenn man ihn allein trinkt; zudem war er ein böser Mann und konnte deshalb nie recht von Herzen froh sein. Da trat zu ihm herein von seinen Genossen einer und sprach: „Ich bringe euch eine neue Mähr. Habt ihr nicht auch einmal gefreit um die Tochter des Drachenfelsers, und seid abgezogen mit schlechtem Bescheid?“ „Wißt ihr nichts besseres, als mich daran zu erinnern, so schweigt lieber,“ murrte Herr Venno. „Nun, nun, seid nicht so unwirrsch,“ lachte der andere, „ich wollte euch nur sagen, daß die schöne Hildegunde Braut ist.“ „Und mit wem,“ fragte der Felsburger. „Mit Herrn Roland,“ war die Antwort. „Tod und Teufel,“ rief der Ritter indem er aufsprang und den Humpen auf den Tisch stieß, „mit dem jungen Fant, der mir meine Knechte schlug und meine Beute entriß?“ „Ganz recht,“ sagte der andere, „er hat lange auf dem Drachenfels an den Wunden gelegen, die er in dem Kampfe bekam und dabei das Täubchen in sein Netz gelockt.“ Der Felsburger aber antwortete nicht, sondern ging in großem Grimme auf und ab, indem er überlegte wie er sich an Herrn Roland und Herrn Uffo zusammen rächen könnte. Denn er meinte, es sei ihm eine große Beleidigung widerfahren. Bald hatte er seinen Plan fertig. Es galt Herrn Roland vom Drachenfels zu entfernen, denn er

fürchtete deſſen ſtarken Arm, und dann die Burg zu überfallen und Hildegunden zu rauben. Das letztere aber war nicht ſo ſchwer, denn Herr Uffo lebte mit ſeinen Nachbarn in Frieden und ſeine Burg wurde nicht ängſtlich bewacht. Nun hatte der Feleburger erfahren, daß Herr Roland auf einer Fahrt begriffen geweſen zu ſeinem Freunde, dem Herrn von Oberburg an der Moſel. Deßhalb ließ er einen falſchen Brief aufſetzen an den jungen Ritter, als käme er eben von dieſem Freunde und als begehre dieſer ſeine Hülfe in einer Fehde. Dieſen Brief ließ er durch einen Knecht ſeiner Burg nach dem Drachenfels bringen, der ein liſtiger, verſchlagener Menſch war, und wohl etwas dazu lügen konnte. Dann traf er ſeine Anſtalten zu einem nächtlichen Ueberfalle und freuete ſich im voraus der Rache.

Es war am vierten Tage nach der Verlobung des liebenden Paares, als Herr Roland den verrätheriſchen Brief erhielt. Er hatte kein Arges darüber und nahm es für Wahrheit, daß ſein Freund ſeine Hülfe fordere, beſonders da der Knecht ein wohlbedachtes Mährchen vorbrachte, wie alles gekommen ſei. Zwar hatte er erſt vor drei Tagen einen Boten an den Oberburger abgefertigt und ihn eingeladen, zu ſeiner Hochzeit zu kommen, — allein der Bote konnte noch nicht zurück ſein und ſo war allerdings die Sache möglich, darum glaubte ſie Herr Roland mit ſeinem argloſen Herzen. Als er aber zu Hildegunden kam, und ihr berichtete, daß er fort wolle, eine Fehde zu beſtehen, kam eine fürchterliche Angſt über dieſe und ſie bat und beſchwur ihn mit heißen Thränen, ſie nicht zu verlaſſen. Herr Uffo aber trat hinzu und ſagte: „Sei nicht thöricht, Hildegunde; des Ritters Pflicht iſt es, das Schwert zu führen gegen das Unrecht, und ſo ein Freund ſeine Hülfe begehrt, muß er hinziehen, wohin er gerufen wird.“ Hildegunde ſchwieg, aber weinte im

Stillen fort. Ihr Vater bot dem Ritter an, er solle zwölf von seinen reisigen Knechten mitnehmen, denn es würde seinem Freunde wol angenehm sein, außer seinem Arme auch noch andere tüchtige Hände für die Fehde zu gewinnen. Herr Roland nahm dies an, und in zwei Stunden war alles zur Abfahrt vorbereitet. Hildegunde half selbst ihrem Geliebten den Panzer anlegen, dann hing sie ihm eine Schärpe um, die sie für ihn gearbeitet hatte, und wandte sich weg ihre Thränen zu verbergen. Der Ritter tröstete sie mit milden Worten und bat sie, auf Gott zu vertrauen, der ihn gewiß nicht hierher geführt hätte und so glücklich gemacht, wenn er schon jetzt sein Glück wieder verlieren sollte, — Herr Uffo that auch das Seinige — aber Hildegunde richtete sich auf und sprach: „Eure Worte vermögen mich nicht zu trösten. Ich habe eine Ahnung in mir, daß dieser Zug unglücklich sein wird für mich. Ich fürchte nicht, daß ihr fallen werdet im Kampfe, mir ist, als werde ich euch gewiß wieder sehen — aber nur um euch auf ewig zu verlieren. So lebt denn wohl, mein geliebter Herr und möge die heilige Jungfrau meine Ahnung nicht wahr werden lassen.“ Als nun Herr Roland sein Pferd bestieg und hinaus ritt zum Thore, war es ihr, als dürfe sie ihn nicht fortlassen. Sie eilte auf den Söller des Thurmes und rief ihn beim Namen, beschwur ihn mit den zärtlichsten Worten, umzukehren und sie nicht zu verlassen. Aber vergebens. Der Ritter hörte sie nicht mehr. Dahin sprengte der kleine Hause, und mehr und immer mehr entschwand er ihren Blicken. Und als sie die Reiter nicht mehr gewahren konnte, war es ihr, als lege sich eine fürchterliche Last auf ihr Herz. Sie eilte zu dem Bilde der Mutter Gottes, um im Gebete Linderung ihres Kummers zu suchen.

Typ. L. Boyer-Fabié.
Paris.

4.

Was Herrn Roland am andern Tage begegnet.

Wenn Herr Roland sonst zum Kampfe auszog, war er froh und guten Muthes. Denn es ist dem Manne willkommen, wenn er seine Kraft austummeln kann und der Kampf ist dem Ritter ein Fest. Jetzt aber ritt er ernst seines Weges dahin. Nicht daß er den Tod oder Wunden gefürchtet hätte — noch lebte der jugendliche, kräftige Muth in seiner Brust — aber das Scheiden that ihm weh von dem Mädchen seines Herzens. Er liebte seine Hildegunde so innig, so wahr, daß ihm in der letzten Zeit die Stunde des Tages zur Ewigkeit geworden war, wo er nicht um sie sein konnte — und jetzt sollte er auf Wochen, auf Monden vielleicht sich von ihr trennen, sollte vielleicht, in eine düstre Feste eingeschlossen, eine langwierige Belagerung bestehen und in der ganzen langen Zeit nicht erfahren, wie es ihr gehe; kein Bote sollte ihm die Grüße ihrer Liebe bringen, und er sollte immer leben in Angst um sie. Was konnte ihr alles begegnen wenn er fern war. Der ahnungsvolle Abschied der Jungfrau hatte auch seine Seele mit trüben Bildern gefüllt und sich selbst quälend, dachte er sie sich auf dem Krankenbette, dachte er sich ihren Vater gestorben und sie selbst den Anforderungen böswilliger Nachbarn preisgegeben. So wurde ihm immer trüber zu Sinne, je weiter er ritt. — Spät am Tage waren sie ausgezogen und bald mußten sie Nachtherberge nehmen. Am andern Morgen in der Frühe ritten sie weiter. Herr Roland schämte sich heute fast vor sich selbst, daß er

zum Kampfe mit so trübem Sinne reite und er sprach allerlei mit den Knechten, daß er sich zerstreue. So war es bald Mittag, als der Ritter bei dem Umbiegen um eine Ecke des Weges plötzlich drei Reiter erblickte. Erstaunt hielt er sein Pferd an — er glaubt die Farben zu kennen, die die Reiter tragen — sie kommen näher, — ja er ist es, es ist sein Freund, der Herr von Oberburg. Ist er von den Feinden besiegt, vertrieben? Kommt die Hülfe zu spät? Doch nein, sein Aussehen ist nicht das eines Flüchtlings. Jetzt sieht er die kleine Schaar — er erkennt seinen Freund, jubelnd sprengt er heran, das Barett mit den wehenden Federn in der Luft schwingend. Jetzt sind die Reiter zusammen. „Wo kommst du her," fragt Herr Roland hastig, „bist du vertrieben?" „„Vertrieben,"" fragt der andere verwundert, „„wie so?"" „Du hattest Fehde" — „„Mit wem?"" „Mein Gott ist dieser Brief nicht von dir der mich zur Hülfe herbeiruft?" „„Ich weiß von keinem Briefe. Ich komme deiner Einladung zu Folge, zu deiner Hochzeit. Dein Bote ist noch bei mir. Sieh ihn dort."" Herr Roland erkennt seinen Boten und eine fürchterliche Ahnung steigt in seiner Seele auf. „Betrug, Verrath," ruft er, „wendet die Pferde, laßt sie laufen, was sie laufen können, wir müssen noch vor Abend den Drachenfels erreichen!" Im donnernden Gallop sprengen die Reiter zurück, der Oberburger Herrn Roland zur Seite. Im Reiten erzählt dieser dem Freunde von dem verrätherischen Briefe. „Irgend ein Schurke," ruft er aus, „führt Böses im Schilde gegen Herrn Uffo und meine Hildegunde. Und ich habe zwölf Reisige aus der Burg mitgenommen zu deiner Hülfe, nur wenige sind noch zurück das Schloß zu bewachen. Mir ahnet Böses, wenn wir nur nicht zu spät kommen." Und ohne den Pferden Rast zu gönnen, durcheilen sie den Weg, den sie heute und gestern

erſt zurückgelegt. Vorbei fliegen die Berge, die Felſen, die Bäume, die Sträucher. — Immer größer wird die Ungeduld des Ritters. Und immer mehr läßt er ſeinen Renner ausgreifen, kaum können ihm die andern folgen. Mit Angſt ſieht er die Sonne immer tiefer ſinken — faſt verzweifelt er noch vor Nacht den Drachenfels zu erreichen — blutroth ohne Strahlen ſteht ſie ſchon am Rande des Himmels, ſchon iſt ſie nur halb noch ſichtbar, doch jetzt, ſieh, da liegt die Drachenburg, der letzte Sonnenſtrahl vergoldet die Zinne ihres Thurmes. Ein kurzes Stündchen noch und ſie iſt erreicht. Nicht auf den Weg achtend, immer das Schloß im Geſichte treibt Herr Roland ſein keuchendes Pferd von neuem an, ſchon bleiben ſeine Begleiter zurück — da ſieh, dort auf der Spitze des Thurmes ein Flämmchen — es zuckt auf und verſchwindet — da iſt es wieder, dort noch eins — ſie werden größer, vereinigen ſich, — jetzt ſchlägt eine große Flamme empor — die Drachenburg ſteht in Feuer. Verzweifelnd eilt der Ritter weiter. Jetzt iſt er am Fuße des Berges; halb wahnſinnig vor Wuth und Angſt drückt er ſeinem Pferde die Sporen bis an die Ferſe in die Weichen, das edle Thier ſtrengt ſeine letzten Kräfte an und trägt ihn bis auf die Mitte des Berges — hier ſtürzt es todt unter ihm zuſammen. Er rafft ſich auf und eilt zu Fuße weiter. Schon ſteht der ganze Thurm in Flammen, in ſein Ohr tönt der Lärm eines wilden Kampfes — es wird ſchwächer — es verhallt — da iſt er am Thore. Vier Reiſige ſtehen hier und halten Wache. Er erkennt ſie für fremde Knechte. Sie halten ihm die Hellebarden vor, fragen ihn um die Loſung — doch wer vermag den Löwen zu bändigen in ſeiner Wuth. Ein Hieb rechts, ein Hieb links und zwei der Reiſigen ſtürzen, ein Stoß mit der linken Fauſt wirft den dritten in den Graben der Vierte weicht ſeiner Wuth. „Hildegunde," ruft er,

„wo biſt du," und ſtürmt in den Hof. Da wirft ſich ihm ein Ritter vom Kopfe bis zu den Füßen geharniſcht entgegen. „Du biſt der Schurke, der mich verrathen," ſchreit er und ſein Schwert mit beiden Händen faſſend führt er einen Streich auf des andern Haupt, daß dieſer lautlos zuſammenſtürzt. Weiter ſtürmt er, nach dem Gemache ſeiner Braut. Er hört ihre Stimme — dazwiſchen rauhe Töne eines Mannes — jetzt ſteht er im Gemach — er ſieht ſeine Hildegunde in fürchterlicher Angſt ſich ſträubend in den Armen eines Ritters, der geharniſcht, aber ohne Helm, die Jungfrau zu halten ſucht. Raſend vor Wuth ſtürzt er auf ihn los. Der Fremde, auf den Angriff nicht gefaßt, deckt ſich, indem er die Jungfrau vor ſich hält. Doch Herr Roland wirft das Schwert von ſich, faßt mit der linken Hildegunden, reißt ſie aus ſeinen Armen und ſeine Rechte packt den frechen Räuber bei der Gurgel. Vergebens ſtrengt dieſer ſeine Kräfte an, ſich des Wüthenden zu erwehren — zum Fenſter ſchleppt ihn Herr Roland und hinunter ſtürzt er in die Tiefe, aus der er nie wieder hervor kam. Starr hatte Hildegunde zugeſehen — jetzt ruft ſie: „Mein Roland — mein Held, Retter in der höchſten Noth," und ſtürzt an ſeine Bruſt. „Hildegunde, Gott ſei Dank, du biſt gerettet. Wo iſt dein Vater," fragt der Ritter. Hildegunde macht ſich los, ängſtlich ruft ſie: „Er kämpft noch — der alte Mann, eile ihm zu Hülfe!" Herr Roland nimmt ſein Schwert und ſtürmt hinunter in den Hof. Dort hatten die fremden Knechte ſich verſammelt, herbeigerufen von dem Vierten, der am Thore ſeinem Schwerte entrann. Der Ritter ſtürzt unter ſie, ſeine Schwertſtreiche ſind tödtlich und raſch, wie der Blitz — jetzt kommt auch ſein Freund den Berg herauf, kommen die Reiſigen, die er mitgenommen hatte. Wüthend ſtürzen ſie in den Kampf, da ſie den Thurm brennen ſehen,

und nach kurzem Streite liegen die Feinde todt am Boden, nur wenige entkommen. Herr Roland schickt die Knechte dann auf den Thurm, und bald ist das Feuer gelöscht. Er läßt das Thor verrammeln, stellt Wachen aus — da kommt Hildegunde herunter — die Knechte mit Fackeln umgeben sie. „Du bist gerettet," sagt ihr Herr Roland, „ich kam noch zur rechten Zeit. Dort liegt der Schurke, der den Verrath gesponnen hat — mein Schwert traf ihn zum Tode." Und sie traten näher an den ersten Ritter, der sich Herrn Roland entgegen warf — der Helm lag gespalten neben ihm. Die Fackeln leuchten näher, ihn zu erkennen — starr steht Herr Roland — mit lautem Schrei stürzt Hildegunde zusammen — es war ihr Vater.

5.

Was nun weiter geschieht.

Am dritten Tage wurde Herr Uffo beerdigt. Hinter seinem Sarge ging eine tief verschleierte Jungfrau in Nonnentracht. Nicht wankend war ihr Gang, nicht gebeugt ihre Haltung. Hätte sie den Schleier gehoben — man würde auf ihrem Gesicht die Entsagung einer edlen Seele, die einen Entschluß gefaßt hat, gesehen haben. Am Grabe kniete sie nieder und heiße Thränen entströmten ihrem Auge. Man begrub ja nicht nur ihren Vater — man begrub ja ihr ganzes Glück. Bald wölbte sich der Hügel über den edlen Gliedern — sie wandte sich um, sie kehrte nach ihrem Gemach zurück und alle ihre Hoffnungen lagen hinter ihr. — Wie ein

Träumender hatte Herr Roland dieſe drei Tage verlebt. Schlaflos lag er des Nachts auf ſeinem Lager, ſchweigend ſtand er am Tage an ſeinem Fenſter und ſchauete hinaus in die blühende Landſchaft. Sie kam ihm ſo verändert vor. Hatte ſonſt alles ihn freundlich angelächelt, war es ihm ſonſt geweſen, als ſprächen bekannte Stimmen aus allen Bäumen und Büſchen zu ihm, als winke der ſtrömende Rhein ihm freundlich zu — ſo ſchien ihn alles jetzt traurig anzuſehen. Er glaubte aus jedem Baume, aus jedem Strauche, im Geflüſter der Wellen das Wort: Mörder zu hören. — Das Begräbniß war vorbei. Die Zofe Hildegundens bat ihn, zu dem Fräulein zu kommen. Willenlos folgte er ihr. Als er ſie aber vor ſich ſtehen ſah, die geliebte Geſtalt, in der finſtern Tracht der Trauer, das Auge verweint, bleich das Geſicht von durchwachten Nächten, da brach ihm das Herz. Er ſank vor ihr auf die Knie und ſagte weinend: „Hildegunde.“ Die Jungfrau aber nahm das Wort und ſprach: „Nicht alſo, mein geliebter Herr. Ich wollte euch noch einmal ſehen, ehe ich für immer von euch ſcheide — darum ließ ich euch bitten zu mir zu kommen. Noch einmal danken wollte ich euch, daß ihr ſo Gutes mit mir im Sinne hattet, daß euer Arm mich rettete vor Schmach und Verderben. Und bitten wollte ich euch, ihr mögt mir nicht zürnen, wenn der Gedanke an die arme Hildegunde eine wehmüthige Erinnerung in Eurem Leben bleibt.“ Sie ſchwieg, denn Thränen erſtickten ihre Stimme. Herr Roland aber ſtand auf und rief: „Scheiden, Hildegunde — ihr könnt das wollen, das von mir fordern?“ Die Jungfrau fuhr fort: „Nicht ich will, Gott will es ſo. Wie dürfte ich die Hand in Liebe faſſen, die mir den erſchlug, der mir das Leben gab? Gewiß, das kann nicht ſein. Das Kloſter auf dem Nonnenwerth bietet mir eine Freiſtatt, eine Zelle, wo ich die Tage noch durch-

weinen kann, die mir hier beschieden sind — wo ich beten kann für die Seele meines Vaters und für euer Glück. Ich konnte mir es nicht versagen, euch noch ein Mal zu sehen — und nun lebt wohl! Denkt meiner in Frieden.“ Herr Roland kniete wiederum nieder, nahm ihre Hand und küßte sie — aber sprechen konnte er nicht. Hildegunde zog ihm leise die Hand weg, ließ ihren Schleier fallen, sagte halb laut: „Der Segen des Herrn bleibe auf euch“ — und verließ langsam das Gemach. Am folgenden Tage hatte sie ihre Zelle im Kloster bezogen.

6.

Schluß.

Auf dem linken Ufer des Rheines, dicht bei der Insel Nonnenwerth liegt ein hoher, steiler Berg. Dort sah man viele Werkleute, geschäftig eine neue Burg zu bauen. Zuweilen erschien ein Ritter unter ihnen, sie anzutreiben, daß das Werk fördere. Aber nur mit den Blicken that er das, denn schweigend wandelte er zwischen den Arbeitenden herum, und wer den tiefen Ernst auf seiner Stirne sah, dachte in seinem Herzen: „Gott tröste den armen Herrn,“ aber niemand mochte ihn anreden und stören in seinen Gedanken. Herr Roland war es, der sich eine Burg bauen ließ. Und als sie fertig war, freuete er sich seit langer Zeit zum ersten Male wieder. Fortan bewohnte er das Schloß und hat es nie wieder verlassen. Wenn der Tag anbrach saß er an einem Bogenfenster, von dem man hinabschauen konnte auf das Klo-

ſter Nonnenwerth. Da ſaß er den ganzen Tag, ſchweigend und einer vergangenen Zeit gedenkend. Von den vielen Fenſtern des Kloſters war es eines, das er ſtets im Auge hatte. Wenn ſich die Vorhänge dort bewegten, ſchlug ſein Herz ſtärker, und wenn er eine Geſtalt dahinter erkennen konnte, wurde ihm das Auge naß. Einmal aber an jedem Tage, zu einer beſtimmten Stunde des Abends wandelte eine verhüllte Nonne durch den Garten. Dann warf ſich Herr Roland auf die Knie, faltete die Hände, wie zum Gebet und der Name Hildegunde gleitete kaum hörbar über ſeine Lippen. Die Nonne aber wandelte ſtill ihres Weges, ſtets den Drachenfels im Auge. Doch wenn ſie den Garten verließ, wandte ſie ſich noch einmal um, und es ſchien als werfe ſie einen Blick nach dem Fenſter, wo der Ritter kniete. Der Ritter aber ſprach dann leiſe für ſich hin: „gute Nacht!“ Wenn dann die Sonne unterging, wartete er noch bis die Nacht den tiefſten Schleier über die Gegend gebreitet hatte und das Auge nichts mehr erkennen konnte. Dann erhob er ſich und ſuchte ſein Lager. So war es einen Tag und alle Tage. — Drei Jahre waren verſtrichen. Da war eines Abends die verſchleierte Geſtalt nicht erſchienen und Herr Roland, der ſonſt geduldig ſein Lager ſuchte, konnte den andern Morgen kaum erwarten. Er kam. Langſam ſchlich die Sonne dahin — ſie ſtand im Mittag, ſie ſenkte ſich zum Abend — die Geſtalt blieb aus. Schlaflos ging ihm die zweite Nacht vorüber, mit ſteigender Angſt zählte er die Stunden des dritten Tages. Endlich ſchlug die erſehnte — da öffnete ſich die Pforte, die nach dem Kirchhof führte und hereintrat ein langer Zug von Nonnen, und Herr Roland meinte ihren Grabgeſang zu hören und das Läuten der Todtenglocken, denn ſie begruben eine Schweſter. Da warf er ſich auf die Knie, ſtreckte die Hände aus und rief: „Hildegunde, bitte für mich, daß

ich dir bald folgen möge.“ Starr sah er hinab, wie das Grab sich wölbte, wie die Nonnen sich entfernten, wie das Thor sich schloß und furchtbar dünkte ihm das neue kahle Grab unter den alten, freundlich mit Rasen bewachsenen. Zum ersten Male rief er seinen treuen Knappen und hieß ihn fragen, wer begraben worden sei. Aber der Knappe wußte es schon — Herrn Rolands Ahnung hatte ihn nicht getäuscht — es war Hildegunde gewesen. Am folgenden Morgen saß er wieder an seinem Fenster, und noch den zweiten und den dritten Tag. Am vierten aber kam sein Freund, der Oberburger; der wollte versuchen ihn aufzuheitern. Als dieser aber in das Gemach trat und seinen Namen rief — antwortete er nicht. Und wie er näher hintrat war Herr Roland todt, sein starres Auge unverwandt auf den Grabhügel gerichtet.

Das Schloß nannten die Leute Rolandseck und heut zu Tage sieht man nur noch einige Trümmer davon. Auch die Drachenburg ist zerfallen und nichts gibt mehr Kunde von der lieblichen Jungfrau Hildegunde. Das alte Klostergebäude auf dem Nonnenwerth sieht neu und wohnlich aus und keine ernsten Nonnen wandeln mehr auf dem lieblichen Eiland. So geht alles verloren im Laufe der Jahrhunderte — aber die Sage bleibt und erzählt den fernen Geschlechtern, was einst vorgegangen ist.

III.

Die Sage vom Lurlei.

„Die Sonne iſt nieder, der Mond ſteigt ſchon herauf, tummle dich Kaspar, wir müſſen nach Haus. Um Mitternacht werden wir Sturm bekommen — ſieh dort die weißen Wölkchen gegen Abend — und Frau und Kinder könnten ſich ängſtigen.“ Alſo ſprach ein alter, weißhaariger Fiſcher zu ſeinem Geſellen. Der Geſelle aber ſaß ſtill und ſchien auf etwas anders zu hören, als auf des Fiſchers Rede. „Nun, was klingt dir denn ſo wunderbar in's Ohr, daß du meine Worte nicht hörſt,“ fuhr der Alte fort. „Iſt mir's doch, als hörte ich fernen Geſang, Vater Thoms,“ ſagte der Geſelle, „horcht nur ſelbſt.“ Der Fiſcher war ſtill und vernahm nun auch die liebliche Melodie eines Liedes, die von ferne geſungen, ihnen immer näher kam. Die beiden Männer ließen ihre Arbeit liegen und lauſchten dem Geſange. Immer näher kam er und bald erblickten ſie einen jungen Menſchen, der des Weges daher kam und ein Wanderlied ſang von dem Schmerze des Abſchieds. Auf ſeinem Rücken trug er ein leichtes Bündelchen, in der Hand eine Zither und die leichte, zierliche Kleidung verrieth einen wandernden Sänger. Jetzt war er bei dem Nachen. „Guten Abend,“ tönte ſeine helle freundliche Stimme den Fiſchern zu. „Ihr ſeid noch ſpät auf

den Beinen," entgegnete der Fischer, „es wird Zeit, daß ihr nach der Herberge kommt." „Das meine ich auch," sagte lachend der Sänger, „doch weiß ich vor der Hand noch nicht, wo ich meine müden Glieder in behaglicher Ruhe ausstrecken kann. Wie weit muß ich noch wandern, ehe ich ein gastliches Haus treffe?" „Hm," meinte der Fischer, „auf diesem Ufer könnt ihr noch länger laufen, als bis Mitternacht, ehe ihr eine Herberge findet, um Mitternacht aber kömmt Sturm." „Das könnte eine kalte und nasse Nacht geben," sagte der Sänger, „wie wäre es, Alter, wenn ihr mich mitnähmt und mir ein Plätzchen gönntet an eurem Feuer?" „Ei, so steigt in den Nachen," war des alten Fischers Antwort, „in meiner Hütte ist immer noch Platz für einen Gast. Wenn eure Hand nicht gar zu weich geworden ist durch das Saitenspiel, so könnt ihr das Ruder mit fassen — desto eher kommen wir unter Dach." Bald saß der Sänger im Nachen, die Netze waren zusammengelegt, der Fischkasten mit frischem Wasser versehen und das Fahrzeug mit den drei Männern stieß vom Lande. Rüstig führte der junge Mann das eine Ruder, daß sich der Alte am Steuer freute, und meinte, er wäre ein tüchtiger Gesell. Hell schien der Mond auf die spielenden Wogen, wo die Felsen am Strome ihre großen Schatten nicht hinwarfen und dem Sänger schien es, als eilte eine Woge der andern nach, sie zu erfassen im fröhlichen Jagen und als lispelten sie untereinander in einer Sprache, die er zu verstehen meinte, ob sie wol keine Worte hatte. So fuhren sie munter dahin. Je weiter sie kamen, desto düsterer wurde die Gegend; die Felsen traten näher zusammen und rascher und brausender schossen die Wellen dahin. Nacht bedeckte das Wasser, denn der Mond reichte nicht über die Felsen hin — nur ihre Häupter und der blaue Horizont lagen im freundlichen Lichte. Die

Berge waren kahl, kein Baum und kein Strauch keimte auf ihrem Gipfel, und es kam dem Sänger vor, als führe der Weg unter der Erde dahin, als läge hoch über ihm in dem freundlichen Lichte das schöne, helle Leben, hier unten aber sei der grauenvolle Weg des Todes. Und wie sie weiter fuhren stand ihnen plötzlich ein mächtiger Fels entgegen. Der Strahl des Mondes traf die ganze ihnen zugekehrte Seite, so daß plötzliche Helle auf den Strom kam, als sie um die Ecke bogen. Der Sänger fragte den Fischer: „Sage mir, Alter, was ist das für ein Felsen, der drohend dasteht, als wolle er über den Rhein schreiten und uns die Straße sperren? Die Wellen brechen sich an seinem Fuße, daß ich das Rauschen und Toben deutlich vernehme.“ „Das ist der Ley *),“ sagte einsilbig der Alte. „Hoho, der Ley,“ rief der Jüngling, „wo die schöne Lore wohnt? Ei, von dem habe ich reden hören in fremden Landen.“ Und er legte das Ruder weg, griff in die Zither und begann in fröhlicher Weise mit lauter Stimme in die ruhige Nacht hineinzusingen:

„O zeige dich und komm herbei
„Du schöne Lore auf dem Ley.“

Da erwachten rings um die schlummernden Stimmen des Echo's und es tönten nah und ferne, leiser und lauter in verworrenem Geflüster durcheinander des Sängers Worte zurück, daß ihm unheimlich wurde und er meinte die Stimmen der Nachtgeister zu hören. Still legte er die Laute weg, der Alte aber schüttelte den Kopf und sagte: „Am Ley sollt ihr nicht spotten, denn die Wellen zu seinen Füßen sind ein weites Grab.“ Der Sänger griff kräftig nach dem Ruder, denn ihn verlangte von der unheimlichen Stelle wegzukommen und

*) Schiefer, Schieferfelsen.

athmete frisch auf, als er den gewaltigen Ley im Rücken hatte. Noch eine kurze Strecke Weges und des Fischers Hütte war erreicht. Die Männer stiegen aus, der reiche Fang wurde in Sicherheit, die Netze an ihren Ort gebracht und bald saß der Gast am Tische, mit seinem alten Wirthe und dessen Frau. Das einfache Mahl war genossen, da bat der Sänger den Alten, ihm zu erzählen von dem Ley und der schönen Lore, daß er die Mähr mittheilen könne in den Städten und Burgen der deutschen Gauen, wohin sein Weg ihn brächte. Der Fischer besann sich eine Weile und hob dann an, wie folgt.

„Vor alten, alten Zeiten waren nur wenig Menschen am Rheine. Hier und da nur stand eine einzelne Hütte und da wohnten friedliche Leute, die die Fische des Stromes fingen, die ihnen zur Nahrung dienten, und sich wenig um einander bekümmerten. Damals aber waren die Niren noch im Rheine und wandelten den Menschen sichtbar herum, die mit ihnen gute Gemeinschaft hielten. Und die Niren waren freundlich gegen die Fischer, zeigten ihnen die Stellen, wo sie die Netze auswerfen sollten, um guten Fang zu thun und der gute Rhein floß still und eben in seinem Bette. Da waren keine Untiefen, keine Sandbänke, keine Wirbel und Strudel, so daß man keine Gefahr zu besorgen hatte, mit dem Nachen zu fahren. Nach und nach aber kamen mehr Menschen aus dem Innern des Landes. Die bauten sich an am Rheine, errichteten Dörfer und so wurde es lebendig von Menschen an dem schönen Flusse. Die neuen Bewohner aber verstanden die Niren nicht zu achten und sie ruhig gewähren zu lassen. Des Nachts belauschten sie ihre Tänze, warfen mit Steinen nach ihnen und verspotteten sie, ob es ihnen die alten Fischer auch verwiesen. Dieß wurden die Niren endlich überdrüssig und zogen fort. Wohin sie gezogen sind, weiß

niemand zu ſagen. Manche wollen behaupten, ſie wären noch da, ließen ſich aber nicht mehr ſehen. Ich aber glaube, daß ſie fort ſind, Gott mag wiſſen, wohin. Mit ihrem Abzuge war der ſchöne Rhein nicht mehr ſo ſtill und ruhig, wie vordem. An vielen Orten riſſen ſich Felsſtücke los, ſtürzten in das Waſſer und machten die Fahrt gefährlich. Oft wuchs der Strom zu nie geſehener Höhe, wühlte große Tiefen aus und warf an andern Orten Sandbänke auf, daß die Nachen ſtecken blieben. Strudel entſtanden und Wirbel, und ſchäumend brachen ſich an manchen Orten die Wellen, wo ſonſt das Waſſer in ruhiger Klarheit dahin gefloſſen war, ſo daß die Schiffer jetzt mit Gefahr und Noth zu kämpfen hatten, wo ſie ſonſt fröhlich und ſorglos dahin gefahren waren. Da ſahen die Menſchen ihre Thorheit ein, aber es war zu ſpät, die guten Niren kamen nicht wieder. Nur eine war zurück geblieben und man ſah ſie öfters auf dem Ley ſitzen, ihre goldenen Haare kämmend, oder zur Laute ſchöne Weiſen ſingend. Wer ſie aber geſehen hatte, konnte nicht genug erzählen von ihrer Schönheit und ihrem lieblichen Weſen. Immer trieb es ihn nach dem Ley, und wenn er dann mit dem Nachen hinſchiffte und hinauf blickte nach dem Felſen, ſtrebend die Nixe zu erſchauen, ergriff der wilde Strom ſein Fahrzeug, zertrümmerte es an dem Felſen und der Unglückliche fand ſeinen Tod in den Wellen. Nur wenigen braven alten Fiſchern, die von den älteſten Familien am Rheine abſtammten, ging es nicht ſo. Ihnen zeigte die ſchöne Lore wol noch zuweilen die Stellen, wo die meiſten Fiſche waren, und ſie durften ihre Netze am Fuße des verrufenen Ley auswerfen ohne Gefahr, und brachten immer reiche Beute mit, denn dort gab es die beſten Salme.

Die Leute aber erzählten, wie die Niren fortgezogen wären, hätte ſich die ſchöne Lore nicht trennen können von

dem geliebten Rheine. Und ihr wäre endlich von ihrem Vater erlaubt worden zu bleiben, so lange sie sich hüten würde, mit einem Menschen in ein näheres Verhältniß zu kommen. So waren denn viele, viele Jahre verstrichen, und jedes Kind wußte zu erzählen von der schönen Lore am Ley, gesehen aber hatte sie niemand, denn wer sie sah, war dem Tode verfallen. Wenn daher die Fischer bei dem Ley vorüber kamen und süße Weisen erklingen hörten, wahrten sie sich wohl, hinaufzublicken. Sie schlugen ein Kreuz und fuhren ruhig vorbei. — Nun begab es sich vor etwa fünfzig Jahren, ich war damals noch ein junger Bursche, daß Herr Bruno, der Sohn des Pfalzgrafen, dessen Schloß mitten im Strome *), ihr ja gesehen haben müßt, da ihr von oben herunter kommt, eines Tages auf der Jagd in der Gegend des Ley sich verirrte. Von seinem Gefolge war er abgekommen und da er weder Weg noch Steg wußte, stieg er immer höher, um die Spitze zu gewinnen, denn er dachte von da aus sehen zu können, wo er sich befände. Als er nun oben angelangt war, zeigte sich unten im Thale über dem Rheine ein dicker Nebel, daß er nicht vermochte etwas zu erkennen. Er stand aber immer und schaute in den Nebel hinab, denn es bedünkte ihm sonderbar, wie allerlei Gestalten sich darin bildeten, sich einander jagten in tollem Wirren und dazwischen ein seltsames Flüstern tönte. Zwischen dem Flüstern aber, das ihm unheimlich war, klang auf einmal eine schöne Frauenstimme, wie er sie noch niemals so lieblich gehört hatte. Und siehe, die Nebelgestalten wurden ruhig — die Dünste fingen an sich aufzuhellen, daß die Gegend wieder licht wurde und er erkannte, wo er war — auf der Spitze des unwegsamen Ley. Da

*) Die Pfalz oder der Pfalzgrafenstein, noch wohlerhalten aber unbewohnt, gehört jetzt dem Herzoge von Nassau.

zog sich in seltsamer Form ein dünner Nebelstreif aus dem Wasser in die Höhe, bis auf den Gipfel des Felsens und verschwand in der Gegend nach Morgen zu mit einem wunderbaren Laut, fast wie der der lieblichen Stimme, die er so eben gehört. Wie nun Herr Bruno hinblickte, gewahrte er einen schönen betretenen Pfad, den er vorher nicht gesehen halte. Er schritt fürbaß und gelangte in wunderbar kurzer Zeit nach Hause. Es kam ihm das alles so seltsam vor, daß er immer an den Ley denken mußte und am andern Tage nicht Rast und Ruhe hatte, bis er wieder auf dem Wege nach dem Felsen war. Aber heute konnte er keinen Weg entdecken, der ihn hinauf führte. Ueberall stellte sich ihm eine schroffe Höhe entgegen, und meinte er einen Pfad gefunden zu haben, und stieg an fünfzig Schritte aufwärts, so hatte er plötzlich ein Ende. So war er vom Umherlaufen müde geworden, auch verspürte er Hunger und Durst. Wie er sich nun umsah, einen Ruheplatz zu finden, gewahrte er plötzlich eine Grotte, in der er kühlen Schatten gegen die brennende Hitze suchte. Als er hinein trat, fand er eine Steinbank, mit weichem Moos bewachsen, als wäre sie von Menschenhänden gemacht. Rings um die Grotte aber standen große Büsche mit Walderdbeeren, so schön und saftig, wie er sie nie gekostet und dicht bei der Bank sprudelte ein silberklarer Quell, dessen Wasser ihn sehr erfrischte. Voll Gedanken über die seltsame Erscheinung, denn er hatte nie von der Grotte reden hören, streckte er sich auf das weiche Moos, erfrischte sich mit Speise und Trank, und schlief endlich ein. Da umflossen ihn wunderbare Träume. Ihm war, als befände er sich am Ufer des Rheines und im Mondschein gaukelten allerlei wunderbare Gestalten auf den silbernen Wellen. Unter allen den Gestalten aber war eine von auffallender Schönheit. Dichtes, blondes Haar floß wie in

goldnen Wellen von ihrem Scheitel nieder und hüllte den ganzen Körper ein, daß er nichts gewahren konnte, als einen Theil des Gesichtes, aus dem ein paar große klare Augen ihn unverwandt ansahen. Bald von der Woge gehoben, bald sanft fallend schaukelte die schöne Gestalt ihm immer näher — jetzt war sie dicht beim Ufer — er streckte die Arme aus, sie zu umfassen — da erwachte er. Und es war ihm, als fliehe von seinem Lager die schöne Gestalt hinweg. Hastig sprang er auf, doch vergebens, die Erscheinung war verschwunden und er wußte nicht, hatte er geträumt oder gewacht. Gestärkt machte er sich auf und setzte seine Versuche fort, den Ley zu erklimmen. Doch umsonst. Die sinkende Sonne mahnte ihn endlich heimzugehen. — Als er nun bald die Pfalz erreicht hatte, fiel ihm ein, daß er wie zur Jagd ausgezogen wäre und nun keine Beute heimbrächte. Da fürchtete er den Spott seines Vaters und der Knappen und schaute sich um, ob er kein Wild gewahre, das er noch erlegen könne. Siehe, da kam von der Gegend des Ley her ein mächtiger Adler geflogen und kreiste über seinem Kopfe, aber so hoch, daß kein Pfeil ihn erreichen konnte. Junker Bruno wartete, daß er ihm in Schußweite kommen möchte — aber der Adler blieb immer über ihm in der Höhe stehen. Endlich, des Wartens überdrüssig, nahm er ärgerlich einen Pfeil und schoß auf's Gerathewohl in die Luft hinein. Und siehe, der Adler stürzte todt zu seinen Füßen nieder, denn der Pfeil war ihm in die Brust gedrungen. Herr Bruno erstaunte höchlich, und sah den Bogen an, ob es auch der seinige wäre, denn nach solcher Höhe zu schießen, schien ihm unmöglich. Es war aber sein alter, gewohnter Bogen und voll Verwunderung kehrte er heim. Der Pfalzgraf und die Knappen wunderten sich über die Beute, die er mitbrachte, denn sie hatten so großen Adler noch niemals

geſehen. Junker Bruno aber konnte nicht ſchlafen des Nachts, denn es dünkte ihm alles ſo ſeltſam, was er heute geſehen hatte, und das Bild aus dem Traume wollte ihm gar nicht aus dem Sinne. Von da an trieb es ihn täglich nach dem Ley hin, aber er konnte nimmer wieder einen Weg nach der Spitze finden. Doch in allem, was er that, hatte er wunderbares Glück. Seine Falken ſtiegen höher, als je ein Falke geſtiegen war und kehrten nie ohne Beute aus der Luft zurück. Auf die größte Weite trafen ſeine Pfeile den ſchnellen Hirſch; den ſtärkſten Eber tödtete ſein ſichrer Stoß. Wenn er über den Rhein fuhr nach ſeines Vaters Burg, mochte es ſtürmen und die Wellen hoch gehen, vor ſeinem Nachen ebnete ſich die Fluth. Wenn ein Unwetter ihn überraſchte, bot ſich ihm ſtets eine trockene Höhle zur Zuflucht und oft fand er, vom Durſte gequält, Quellen, wo er nie zuvor eine geſehen hatte und die er nachher nie wieder entdecken konnte. Da hörte er erzählen von der Jungfrau Lore auf dem Ley und fortan ließ es ihm keine Ruhe, bis er ſie geſehen hätte. Und da ihm erzählt wurde, die Lore wäre nur des Nachts ſichtbar, blieb er eines Abends oben auf dem Berge und wartete, bis der Mond erſchien. Dann machte er ſich auf und ſiehe, er fand den alten Weg wieder nach dem Gipfel des Felſens. Als er aber oben angekommen war, ſah er eine ſchöne Jungfrau ſitzen, in weißem Gewande, mit langem, goldnen Haare, mit blauen Augen und einer Harfe in der Hand. Sein Fuß war wie feſtgewurzelt in dem Boden und er konnte den Blick nicht wenden von der herrlichen Erſcheinung. Da blickte die Jungfrau auf und gewahrte ihn. Sie ſprang in die Höhe, winkte ihm heftig mit der Hand abwärts und ſtieg auf der andern Seite des Felſens hinunter. Junker Bruno eilte nach, aber ſie war verſchwunden und er konnte keinen Pfad entdecken, auf dem ſie

hinab gestiegen wäre. Und als er am folgenden Tage wieder kam, die Jungfrau zu belauschen, da lagerten sich dicke Nebel um den Felsen, aus denen wundersame Stimmen tönten, die klagend hervor schallten, daß er immer zu vernehmen meinte: „Kehre um! Kehre um!“ Das mußte er auch thun, denn die Nebel wurden immer dichter und schienen sich immer ihm entgegen zu werfen, wohin er den Fuß wendete. — Am dritten Tage sagte ihm sein Vater, er müsse morgen an das Hoflager des Kaisers ziehen, daß er sich die goldnen Sporen verdiene. Er mußte gehorchen, so schwer ihm auch das Scheiden von der heimischen Gegend wurde. Am Abend aber rief er Walther, seinen Knappen und hieß ihn einen Nachen losmachen, denn er wolle noch einmal fischen im Rheine. Und sie fuhren den Strom hinab bis sie nicht weit von dem Ley waren. Da tönte ein lieblicher Gesang in ihre Ohren. Wie aber Junker Bruno aufblickte, sah er die Jungfrau oben sitzen auf der Spitze des Felsens. Der Knappe rief: „Das ist die Lore, hütet euch Junker, sie anzusehen,“ und dabei machte er die Augen zu und legte sich in den Nachen. Aber Bruno blickte immer hinauf nach der lieblichen Erscheinung. Darüber ließ er das Steuerruder fahren — der Strom ergriff den Nachen, warf ihn an die Felsen und die beiden Männer stürzten in die Fluthen. Die Wellen trugen den Knappen an das Ufer, der Junker war verschwunden.

Als nun dem Pfalzgrafen diese Kunde hinterbracht wurde, gerieth er in gewaltigen Zorn und schwur, er wolle die Hexe fangen lassen und verbrennen, die seinen Sohn in's Verderben gelockt habe. Darauf bot er alle seine Knappen und Reisigen auf, ließ sie den Ley rings umstellen und von allen Seiten hinauf ziehen. Wie sie aber oben anlangten, war es Abend geworden und der Mond stand am Himmel. Der

Pfalzgraf war der erste oben und sah die Jungfrau sitzen, wie sie ihre langen, goldnen Haare kämmte. Und sie stand auf, trat den Männern entgegen und fragte: „Wen sucht ihr, ihr Männer, auf der Spitze des Felsens?“ „Wo hast du meinen Sohn, verfluchte Zauberin,“ rief der Pfalzgraf. Da lächelte die Lore und schüttelte mit dem Kopfe, als wollte sie keine Antwort geben. Der Pfalzgraf rief seine Knechte und sagte: „Greift sie lebendig, daß wir sie mitnehmen und dann verbrennen auf dem Scheiterhaufen.“ Wie sich aber die Knechte ihr nahen wollten, nahm sie eine Perlenschnur vom Halse warf sie in den Rhein und sang die Worte:

„Ihr weißen Rosse, schnell wie der Wind
„Ich rufe euch, kommt her, geschwind —
„Ihr weißen Rosse mit Sturmesgebraus,
„Auf, kommt und führt die Lore nach Haus.“

Da rauschte urplötzlich ein Windstoß daher, daß die Wellen des Rheines erbrausten und den weißen Schaum hoch an die Felsen aufwarfen. Zwei große Wogen erhoben sich aus dem Getümmel fast bis zur Höhe des Ley, daß es den Reisigen schien, als wären es zwei weiße Rosse. Und die Jungfrau breitete ihren Schleier darüber und versank mit ihnen in die tobende Fluth. Da war's plötzlich stille rings um und der Mond schaute freundlich herunter und spiegelte sich wieder in den sanft murmelnden Wellen des Rheines.. Von der Lore aber hat man seitdem nichts wieder gehört und gesehen.“ Also endete der alte Fischer seine Erzählung.

Am folgenden Morgen setzte der Sänger seinen Stab weiter und kam nach der alten Stadt Cöln. Da hörte er viel erzählen von einem sonderbaren Mönche, der gestern am Tage die Gelübde abgelegt habe. Die Leute sprachen, er

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin

habe bei dem Erzbiſchof eine lange Beichte abgelegt, worauf ihm dieſer das Noviziat erlaſſen. Er ſolle der Sohn eines mächtigen Grafen ſein, der lange Zeit mit einer böſen Zauberin gelebt habe und jetzt ſeine Sünden im Kloſter abbüßen ſolle. Die ihn geſehen hatten, konnten nicht genug rühmen, wie ſchön und friſch ſein Ausſehen geweſen wäre, und doch ſolle er weit über 70 Jahre alt ſein. Der Sänger dachte ſich mancherlei darüber, ließ aber nichts laut werden, denn er konnte nichts genaueres erfahren. Wo er aber hinkam, ſang er die Mähr von der ſchönen Lore auf dem Ley.

Die Leute nannten ſpäter den Felſen den Lore-Ley und daraus iſt jetzt Lurlei geworden. Der Felſen aber ſteht noch ſo ſchroff am Rheine wie damals, noch immer brechen ſich die Wellen brandend an ſeinem Fuße und das Echo antwortet vielſtimmig auf die Fragen, die man ihm zuruft, daß dem Wanderer ſchauerlich wird und er meint Geiſterſtimmen zu hören. Wenn man aber weiter hinauf kommt, liegt die Pfalz noch immer im Rheine, und man bewundert die Kühnheit, die auf dem nackten Felſen, mitten im Strome ein ſolches Schloß gebaut hat.

IV.

Die Teufelsleiter.

1.

Wie Herr Gilgen von Lorch ein Gelübde thut.

Es war in der Zeit, wo in Deutſchland alle Ritter die Schwerter von der Wand nahmen, auf ihre Mäntel das rothe Kreuz hefteten und auszogen, das heilige Grab aus den Händen der Ungläubigen zu befreien. Ueberall war reges Leben im Lande, die wackern Ritter verließen Haus und Hof, Weib und Kind, denn es war ihnen Vergebung ihrer Sünden verheißen worden für ihr Gott gefälliges Unternehmen. Und ob auch manche Hausfrau im Stillen weinte, daß ihr Eheherr von dannen zog, und manche Braut in großem Kummer war, daß der Jüngling ihrer Wahl, ſtatt zur Hochzeit, Anſtalten zum Kriegszuge machte, ſo waren ſie doch fromm und ſuchten die Ritter von dem edlen Werke nicht abzuhalten. Nur die Jungfrau Mechthildis von Rollingen that nicht alſo. Herr Gilgen von Lorch hatte um ſie geworben, ſie hatte ihm ihre Hand zugeſagt und vermochte jetzt den Gedanken nicht zu ertragen, daß ſie ſich trennen ſollte von

dem Manne, den sie liebte mit heißer Gluth. Wenn nun Herr Gilgen von Lorch kam, sie zu besuchen und ihr erzählte, wie der fromme Pater Servatius ihm zugeredet habe, Theil zu nehmen an dem Zuge nach dem heiligen Lande, fing sie an zu weinen und sagte, sie würde die Trennung nicht überleben. Wenn dann Herr Gilgen ihr ferner sagte, seine Ritterpflicht gebiete ihm, das Schwert gegen die Muselmänner zu führen und sein Gewissen mache ihm Vorwürfe, daß er daheim bleiben wolle, wenn alle christlichen Ritter fortzögen, da lehnte sich Mechthildis an seine Brust und übertäubte die Stimme seines Gewissens mit Küssen und Liebkosungen, wie sie einer sittsamen Jungfrau nicht ziemen. Herr Gilgen aber war zu schwach, dem zu widerstehen und wenn der fromme Pater Servatius auch in seinem heiligen Eifer ihm in das Gewissen redete, so wußte Mechthildis ihn immer wieder anders zu stimmen. So geschah es denn auch eines Abends, daß die Jungfrau, um ihren Geliebten zu zerstreuen, ihm vorschlug eine Lustfahrt auf dem Rheine zu machen. Sie bestiegen ein Fahrzeug und fuhren selbander den Rhein hinab. Da zogen dunkle Wolken auf, in kurzer Zeit war das liebliche Blau verschwunden und dicke Finsterniß umlagerte den Himmel. Ein Gewitter brach los immer heftiger folgte Blitz auf Blitz und krachend fuhren die Donnerschläge durch die Luft, während der Regen in großen Strömen niederfloß. Herr Gilgen strebte das Ufer zu gewinnen, aber ein Windstoß warf den Nachen herum, daß das Steuerruder seinen Händen entfuhr, und er sich machtlos der Wuth der Elemente Preis gegeben sah. Wild heulte der Sturm, schäumend schlugen die Wogen um das Fahrzeug und rissen es in wildem Strudel mit sich fort. In Todesangst lag Mechthildis auf den Knieen und weinte und betete. — Vergeblich schaute sich Herr Gilgen nach Rettung um —

nirgends war eine Hoffnung zu erſchauen. Da ſtand plötzlich der Lurleifelſen vor ihnen. Tauſendfach gab das Echo die Donnerſchläge wieder, grauenvoll erhellten die Blitze die wilde Gegend und ließen ſehen, wie die Wellen in weißem Schaume wild brauſend an den Felſen aufſchlugen, auf den das kleine Fahrzeug von dem heulenden Sturme hingetrieben wurde. Dort wäre es rettungslos zerſchellt — da fiel Herr Gilgen auf die Knie und rief in großer Angſt: „Herr, erbarme dich unſer und rette uns vom Tode und ich gelobe dir hinzuziehen nach Jeruſalem und fünf Jahre lang das Schwert zu führen gegen die Feinde deines heiligen Glaubens.“ Siehe, da fuhr ein Windſtoß über das Waſſer und trieb den Nachen vorüber an der gefährlichen Stelle. Der Donner verſtummte, der Sturm legte ſich — bald floß der Rhein wieder mit leiſe murmelnden Wellen dahin und die drohenden Wolken zogen vorüber, daß das freundliche Blau des Himmels auf ſie hernieder lächelte. So gelang es endlich Herrn Gilgen das Ufer zu gewinnen und ſeine, von Angſt und Schrecken halbtodte Braut an's Land und dann nach Nollingen zu bringen.

2.

Wie Herr Gilgen von Lorch ſein Gelübde hält.

Am andern Tage hatte das Fräulein Mechthildis ihre ausgeſtandene Noth ſchon wieder vergeſſen. Während ſie im Augenblicke der Gefahr muthlos und verzagt alles mögliche gelobt und gethan hätte, um Rettung zu gewinnen, ſo dachte ſie jetzt mit Schaudern daran, daß Herr Gilgen v. Lorch ſein Gelübde erfüllen würde. Und als er zu ihr kam und ihr ſagte, wie alle Anſtalten zu ſeiner Abreiſe gemacht würden, die in drei Tagen Statt haben ſollte, fing ſie auf's Neue an zu klagen und zu jammern und beſchwur ihn mit den zärtlichſten Worten, ſie nicht zu verlaſſen. Als er ihr ſein Gelübde entgegenſetzte, war ſie gottlos genug, von ihm zu verlangen, er ſolle es brechen, denn Gott könne kein Wohlgefallen an dem haben, was der Menſch in Todesangſt geſagt und verſprochen hätte. Herr Gilgen von Lorch aber entgegnete ihr, daß Pater Servatius bereits darum wiſſe, der ihm in Zukunft die Abſolution verweigern, ihm wol gar den Bann des heiligen Vaters zuziehen würde, wenn er ſein Gelübde bräche. Mechthildis weinte und ſchwieg. Als Herr Gilgen am andern Tage wieder zu ihr kam, fand er ſie noch immer in Thränen und es gelang ihm nicht, ſie zu tröſten, denn ſie erwiederte auf alle ſeine Worte nichts als: „ich kann nicht leben, getrennt von dir.“ Da bereuete er ſein Gelübde und fand es thöricht und meinte, er wäre wol auch ohne Gottes Hülfe der drohenden Gefahr entgangen. Weil er aber einmal ſo weit war mit ſeinen Gedanken, ſo ſann er

auf Mittel, ſeinen Schwur zu brechen. Das war aber ſchwer, denn Pater Servatius hatte gelobt, falls der Ritter nach Paläſtina zöge, wollte er mit ihm gehen, um am heiligen Grabe zu beten. Darum konnte Herr Gilgen den ſtrengen Richter ſeines Thuns nicht los werden. Er dachte aber doch, wie er ihn betrügen wollte, und als er das letzte Mal nach Nollingen ritt, Abſchied zu nehmen von ſeiner Braut, als dieſe in Thränen aufgelöst an ſeinem Halſe hing und ſchwur, ſie werde ſterben, wenn er ſie verließe, da ſagte er zu ihr: „ſei ruhig liebe Braut, ich ſehe dich bald wieder.“ Mechthildis ſah ihn zweifelnd an, und er fuhr fort: „Auch ich vermag nicht zu leben ohne dich und kann es nicht ertragen, lange Jahre von dir zu ſcheiden, vielleicht dich niemals wieder zu ſehen. Darum ziehe ich nur zum Scheine fort und denke ſchon Mittel zu finden, umzukehren, ehe ich nach dem gelobten Lande komme. Abreiſen aber muß ich, denn der Pater Servatius läßt mir keine Ruhe. Darüber ward Mechtildis getröſtet und froh und verſprach ihm, den ganzen Tag auf ihrem Söller zuzubringen, daß ſie ihn von weitem erkenne, wenn er zurückkehre, und ihm ein Zeichen gebe mit einem weißen Tuche. — Darauf ſchieden ſie.

Am andern Tage zog Herr Gilgen von Lorch mit ſeinen Reiſigen und in Begleitung ſeines frommen Paters aus ſeiner Burg. Als ſie gen Mainz gelangten, klagte er in der Nachtherberge, daß ihm ſo unwohl ſei, und daß er heftige Schmerzen habe, wie von einer hereinbrechenden Krankheit. Der Pater aber ſchwieg, denn er merkte wohl, daß dieß eitel Verſtellung war. Als ſie am folgenden Tage wieder aufbrachen, klagte Herr Gilgen von neuem und es ſchien, als könnte er kaum ſein Pferd beſteigen. Der Pater Servatius kochte ihm einen Trank von Kräutern, von dem er wußte, daß er die Schmerzen lindern würde, wenn

ſie wirklich vorhanden wären. Da aber der Trank nichts half, ſo wurde es ihm gewiß, daß der Ritter ſich nur verſtelle, er ſagte aber nichts. So zogen ſie fort und Herr Gilgen wurde von Tage zu Tage kränker, bis er endlich, in der Stadt Wien angelangt, erklärte, er könne nicht weiter reiſen und müſſe hier liegen bleiben, bis ſeine Krankheit geheilt ſei. Da trat Pater Servatius vor ihn und ſprach: „Denkt nicht, Herr Ritter, daß ich euch nicht durchſchaue. Eure Krankheit iſt eitel Verſtellung und ihr erheuchelt ſie nur, um einen Vorwand zu haben, euer Gelübde zu brechen. Doch hütet euch — Gott läßt ſich nicht ſpotten. Und ſo ihr das Wort brecht, das ihr ihm verſprochen habt, wendet er ſein Angeſicht von euch, daß ihr der Gewalt des Böſen verfallen ſeid. Ich aber will nicht wortbrüchig werden an meinem Herrn und Gott. Und da ich nicht glaube an euer Gebreſte, ſo will ich morgen meinen Weg fortſetzen nach Paläſtina, daß ich wenigſtens mein Gelübde erfülle. Denn ich kann fürder nicht hauſen unter einem Dache mit einem Manne, auf dem der Fluch des Himmels ruht.“ Damit ſchwieg der Pater und ließ den Ritter allein. Ob nun wol die Worte des frommen Mönches großen Eindruck auf Herrn Gilgen machten, ſo war doch ſeine irdiſche Neigung ſtärker als ſein himmliſches Verlangen. Als daher Pater Servatius am zweiten Tage abgereiſt war, hieß er ſeine Reiſigen zu der Schaar eines andern Ritters ſtoßen und mit nach Paläſtina ziehen. So meinte er ſein Gelübde doch zum Theil erfüllt zu haben und dachte, ſeine Sünden zu verringern. Am dritten Tage aber ſetzte er ſich munter und geſund zu Pferde und wandte ſeinen Schritt heimwärts.

3.

Wie Herr Gilgen von Lorch nach Hause kommt.

Weit rascher als er nach Wien gereist war, ritt Herr Gilgen wieder heim nach den Ufern des Rheines. In den ersten Tagen kämpfte er noch etwas mit sich selbst, ob er nicht lieber noch umkehren und sich dem Kreuzzuge anschließen sollte. Aber je weiter er kam, desto mehr dachte er an seine Geliebte und malte sich in Gedanken schon alle die Freuden aus, die er im Besitze seiner Mechthildis genießen wollte, so daß sein Gewissen bald schwieg. Nur wenn er einer Schaar Reisigen begegnete, die zu dem Sammelplatze des Kreuzheeres zog, und von den anführenden Rittern gefragt wurde, woher er käme und warum er nicht Theil nähme an dem allgemeinen Kriege der Christenheit, wurde ihm unbehaglich zu Muthe. Die Wahrheit konnte er nicht sagen — also mußte er immer allerlei Vorwände ersinnen und sich mit Lügen herauswickeln, so daß er sich am Ende vor sich selbst schämte und alle Achtung für sich verlor. Je mehr er dieß aber that, desto weniger gedachte er freudig seiner Braut, die ihn zu seinem unritterlichen Thun verleitet hatte, und es gab Stunden, wo es ihm vorkam, als sei die Liebe seiner Verlobten, die alle Schranken vergesse und selbst die Religion zu beleidigen sich nicht scheue, der weiblichen Sittsamkeit ganz entgegen. So gelangte er von Zweifeln gepeinigt nach Mainz. Als er nun hier den Strom wieder sah, an dem sie wohnte, der Zeuge von so mancher schönen Stunde der Liebe gewesen war, trat alles übrige in den Hintergrund. Er dachte nur

an die reizende, verlockende Schönheit seiner Geliebten — nahe war ihm der Tag, wo er sie heimführen sollte und kaum konnte er den folgenden Tag erwarten, der ihn weiter führen sollte. Früh des Morgens ritt er aus — näher kam er seinem Ziele und immer näher — bald sollte er in ihren Armen liegen — emsig spähte sein Auge, die Zinnen von Burg Nollingen zu erblicken — da — jetzt kann er sie sehen. Jetzt treten die Thürme hervor — jetzt vermag sein Auge schon den Söller zu unterscheiden, auf dem sie ihn erwarten wollte. Wo ist sie? Sie muß ihn jetzt schon sehen können — sie müßte schon winken mit dem weißen Tuche, wie sie es versprach — doch er kann nichts entdecken. Eine furchtbare Angst befällt seine Seele. Ist sie krank? Ist sie vielleicht todt? Drückend lastet das Bewußtsein auf ihm, dieß sei vielleicht gerechte Strafe für seinen Treubruch. Keuchend eilt das Roß vorwärts, getrieben von den scharfen Sporen — und immer noch zu langsam für die Seelenmarter der angstvollen Erwartung. Jeden Augenblick glaubt er sie heraus treten zu sehen — sie kommt nicht. Jetzt ist er dicht beim Schlosse. Er hält einen Augenblick — soll er hinauf reiten? Ihm bangt es zu fragen nach ihr — zu erfahren, seine Ahnung sei wahr — doch er muß Gewißheit haben. Hinauf den Berg — das Thor ist offen — niemand kommt ihm entgegen. Er springt vom Pferde — eilt in das Schloß — alles leer — kein Mensch zu sehen und zu hören. Endlich findet er den alten Kastellan. „Wo ist Mechthildis?“ ruft er, indem er den Greis bei der Hand faßt. Der führt ihn schweigend an das Fenster, zeigt ihm die schroffe Höhe des Kedrich und sagt: „Dort oben — entführt — geraubt.“

4.

Was Herr Gilgen von Lorch nun weiter erfährt.

Der Kedrich war ein steiler, unzugänglicher Felsen, den noch nie eines Menschen Fuß betreten hatte. Am dritten Tage, nachdem Herr Gilgen abgereist war, hatte das Fräulein Mechthildis einen Abendspaziergang gemacht. Während sie in Begleitung ihrer Zofe dahin wandelte und ihres fernen Geliebten dachte, stand plötzlich ein Mann in Rittertracht vor ihr, mit häßlichem Gesichte, auf dem ein widriges Lächeln spielte. „Guten Abend, schöne Jungfrau," sprach er grinsend, „gelüstet euch nicht die Sonne untergehen zu sehen?" Als das Fräulein ihn erschrocken und verwundert anschaute, fuhr er fort: „Ich will euch führen nach der Spitze des Kedrich, dort ist ein herrlicher Punkt für solchen Anblick." Mechthildis wandte sich ängstlich ab und wollte mit ihrer Zofe zurück gehen, allein der Fremde vertrat ihr den Weg, faßte sie bei der Hand und sagte: „Ei nicht doch, meine schöne Jungfrau, ihr müßt mich auf dem Kedrich besuchen — ist doch alles für euren Empfang vorbereitet." Und damit begann er das Mädchen fortzuziehen, die laut schrie und weinte, aber vergebens Widerstand zu leisten versuchte. Und als sie am Fuße des Felsens angekommen waren, hob der Fremde das Fräulein auf den Arm und begann mit wunderbarer Leichtigkeit die Felsen hinanzuklimmen, wo selbst ein Marder keinen Platz sich anzuklammern gefunden hätte, bis oben das weiße Kleid Mechthilden's verschwand. Solches erfuhr Herr Gilgen von Lorch von der Zofe,

die vom Schreck wie verſteinert das mit angeſehen hatte und nachher entflohen war. Der Ritter gerieth in die furchtbarſte Wuth und Verzweiflung. Alle Gewiſſensbiſſe waren vergeſſen — er dachte jetzt nur an ſeine Geliebte, die in den Händen eines Andern war und die Eiferſucht war es allein, die ihn noch belebte. Hinaus lief er zum Kedrich — mit den Händen ſich feſthaltend verſuchte er ihn zu erſteigen — aber vergeblich — immer ſtürzte er wieder zurück. Das Geſicht von Dornen zerriſſen, blutend an den Händen, kehrte er zurück und warf ſich auf ſein Pferd, fortzureiten nach Hülfe. So oft er aber den Blick nach der Spitze des Felſens wandte, entdeckte er oben das weiße Kleid ſeiner Geliebten und es kam ihm vor, als ſtrecke ſie die Hände flehend nach ihm aus, ja es dünkte ihm, ihre Stimme zu hören, die um Rettung jammerte. Und er ritt gen Gutenfels zum Herrn der Burg, den er wohl kannte. Glühend von dem ſcharfen Ritte trat er in das Gemach und begann dem Gutenfelſer zu erzählen, wie ein frecher Räuber ihm ſeine Verlobte geraubt und auf dem Kedrich gefangen halte, und begehrte Hülfe gegen den Böſewicht. Der Herr von Gutenfels war ein alter Mann von biederem Charakter und entgegnete dem Ritter: „Wo kommt ihr her, ſo geſchwind zurück aus Paläſtina?“ Herr Gilgen wollte ſich entſchuldigen, daß er krank geworden — der andere aber ſprach: „Nicht alſo, Herr Gilgen von Lorch. Euer Ausſehen ſtraft eure Worte Lügen. Ihr ſeid nicht krank. So aber habt ihr euer feierliches Gelübde gebrochen, das Schwert zu führen gegen die Feinde unſeres heiligen Glaubens. Kein ehrbarer Ritter kann alſo hinführo mit euch Gemeinſchaft haben. Auf eure Bitte um meine Hülfe höret denn meine Antwort. Seit Menſchengedenken hat kein ſterbliches Weſen auf dem Kedrich gehauſt und keines Menſchen Fuß iſt im Stande die ſteile Höhe zu erklimmen.

So erſcheint mir nun der Raub eurer Braut als ein Werk der böſen Geiſter, die Macht über euch bekommen haben, weil ihr gedachtet den Herrn zu betrügen. Darum meidet meine Burg, denn ich bin nicht gewillt, in Kampf mit böſen Geiſtern mich einzulaſſen, noch Gemeinſchaft zu haben mit einem, dem der Herr zürnet.“ Mit dieſer Antwort mußte Herr Gilgen abziehen. Noch bei mehreren verſuchte er es, Hülfe zu erhalten — überall aber bekam er faſt denſelben Beſcheid. In der ganzen Gegend war die Geſchichte bekannt geworden und wer dem Ritter begegnete, wich ihm aus, ein Kreuz ſchlagend, wie vor einem Gebannten.

5.

Wen Herr Gilgen am Kedrich findet.

Am dritten Abend nach ſeiner Heimkehr von Wien kehrte Herr Gilgen von einem ſolchen vergeblichen Ritte zurück. Als er aus dem Thale herausbog, lag der Kedrich in hellem Mondenglanze vor ihm, denn es war mittlerweile Nacht geworden. Und er ſah wiederum auf der Felſenſpitze das weiße Kleid, ſah die geliebte Geſtalt, ſah, wie ſie die Hände flehend nach ihm ausſtreckte. In ſeinem Herzen kochte Wuth über die Abweiſung, die er heute wieder erfahren hatte, ſeine Eiferſucht ſtieg zur Raſerei, als er die Geliebte vor ſich ſah, und er ergoß ſich in laute Flüche und Verwünſchungen gegen ſich ſelbſt und die ganze Welt. Brauſend fuhr ein Windſtoß durch die ſternklare Nacht und den Ritter packte es wie Fieberfroſt, obwol er innerlich glühte vor Zorn. Da ſtand plötzlich

eine dunkle Gestalt vor ihm. Ein spitzer Hut mit rother Feder deckte das Haupt, ein schwarzer Mantel verhüllte das Gesicht, von dem er nichts sah, als ein paar blitzende Augen. „Guten Abend, Herr Ritter," krähte eine heisere Stimme, „soll ich euch den Weg zeigen nach eurem Liebchen?" „Verdammter, willst du mich höhnen," rief Herr Gilgen, indem er sein Schwert zog. „Ei, nicht so barsch," erwiederte der andere, „vielleicht könnt ihr meine Hülfe brauchen. Hört nur, wie euer Liebchen jammert." Und deutlich vernahm Herr Gilgen in diesem Augenblicke die Stimme seiner Verlobten, und hörte die Worte: „Rette mich, rette mich, mein Gilgen, sonst bin ich verloren!" Der Ritter schauderte zusammen, nur mit Mühe hielt er sein Roß, das vor dem Fremden zurück sprang und immer nach der Seite wollte. „Wer bist du Fremdling, der hier herumwandelt in stiller Nacht," fragte er. „Dein Freund und Retter," kicherte der andere, „so du mir folgen willst, und den Preis zahlst für meine Hülfe." „Welchen Preis?" frug der Ritter. „Ei darüber werden wir später schon einig werden," lachte der Fremde, „sage nur, ob du meine Hülfe haben willst." Dem Ritter sträubte das Haar empor bei diesen Worten — ihn trieb es fortzureiten, und sich zu retten, aber sein Roß wich jetzt nicht aus der Stelle. „Nun willst du," fragte der Fremde wieder, „entschließe dich rasch — sonst wird es zu spät." „Gilgen, rette mich, rette mich mein theurer Freund," tönte es von der Spitze des Felsens. Da war der Ritter seiner nicht mehr mächtig. Die geliebte Stimme gewann die alte Kraft über ihn, die Verzweiflung bemächtigte sich seiner, daß er die warnende Stimme seines Innern nicht hörte und er rief: „Ja, ich will, ich will um jeden Preis, und sollte es meine Seligkeit kosten." „Topp es gilt," sagte der Fremde, faßte das Roß beim Zügel und

führte es an den Fuß des Felsens. „Nun frisch hinauf, mein wackerer Reiter,“ rief er dann, „der Weg ist sicher.“ „Rette mich, rette mich, mein Gilgen,“ tönte es von der Spitze des Felsens. Der Ritter drückte dem Pferde die Sporen in die Seiten und mit gewaltigem Satze war es auf dem ersten Felsen. „Vorwärts, mein wackerer Reiter,“ tönte es hinter ihm, „rette mich,“ tönte es von oben herab, und weiter und weiter schritt das Roß auf dem Pfade, wo selbst die Gemse nicht gewagt hätte zu wandeln. Heulend erhebt sich der Sturm, leichte Nebel fliegen über den klaren Himmel, dumpf her brausen die Wellen des Stromes, mit wachsendem Entsetzen reitet Herr Gilgen weiter — schon hat er die Hälfte der Höhe erreicht — unter ihm die Stimme des Fremden, über ihm das Rufen der Geliebten — immer wilder wird ihm zu Sinne, glühend jagt das Blut durch seine Adern — er treibt das schnaubende Roß mit scharfen Sporen vorwärts — jetzt sieht er deutlich die schöne Gestalt — noch einen Sprung und er ist oben. Er springt ab, mit starkem Arme erfaßt er die Braut, schwingt sie auf das Pferd, setzt sich auf und lachend in wahnsinniger Freude beginnt er den fürchterlichen Pfad hinab zu steigen. Glücklich erreicht er den Boden. Der Fremde steht noch da. „Auf Wiedersehen, mein wackerer Reiter,“ ruft er lachend und ist verschwunden. Herrn Gilgen durchschauert der Frost, er bringt seine ohnmächtige Geliebte nach ihrer Burg. Niemand ist zu ihrer Hülfe da, denn alle Dienstleute hatten die Burg verlassen, auf der Gottes Fluch zu ruhen schien. Endlich kommt Rechthildis zu sich, sie schlägt die Augen auf, und sieht ihren Geliebten an ihrem Lager. Sie richtet sich auf, besinnt sich, bemüht sich zu sprechen, doch umsonst — sie hat die Sprache verloren. Vergeblich ist ihre Mühe ihm deutlich zu machen, was mit ihr vorgegangen sei — sie ist stumm, er versteht

ihre Zeichen nicht. Die Anstrengung, die Angst fesseln sie auf's Lager. Herr Gilgen weicht nicht von ihrer Seite, er sieht, wie ihre Krankheit wächst, sieht, wie die Gluth des Fiebers die Arme peinigt, sieht an den angstverzerrten Zügen ihres Gesichts, wie wilde Träume sie ängstigen, sieht wie ihr die Lebensgeister entschwinden und — am dritten Tage liegt sie todt in seinen Armen. Hingestreckt auf die geliebte Leiche liegt er — von Schmerz und Gewissensbissen gepeinigt — da tönt hinter ihm ein heiseres Lachen. Er dreht sich um, der Fremde steht in der Thüre, grinst ihn an und verschwindet. Da erfaßt ihn die Verzweiflung. Mit starkem Arme ergreift er die Todte, schleppt sie zum Söller und stürzt sich mit ihr von der Höhe.

Beider Leichen waren spurlos verschwunden, man hat nie wieder etwas von ihnen gesehen.

Noch steht das Städtchen Lorch, noch steht die Ruine Nollingen, noch steht der steile Kedrich. Und noch heute erzählen euch die Leute von dem kühnen Ritte auf die steile Höhe, der Weg aber, den der Ritter genommen den Felsen hinauf, heißt noch heute die Teufelsleiter.

V.

Der Mäuſethurm bei Bingen.

Wenn du, freundlicher Leſer, von Mainz den Rhein herunter fährſt, liegt dir, in einer Ausdehnung von ſechs Stunden in die Länge das freundliche Rheingau zu deiner Rechten. Dein Auge weidet ſich an den ſanft aufſteigenden Höhen, die mit Reben bepflanzt ſind, an den freundlichen Städten und Landhäuſern, die dem Ufer entlang liegen und an den grünen Inſeln im Rheine, die dir bald die Ausſicht verſperren, bald ſie überraſchend hervortreten laſſen. Biſt du aber am Ende des Rheingaues, ſo daß du rechts Rüdesheim mit ſeinen alten Ruinen, daß du links Bingen mit dem alten Schloſſe Klopp auf dem Berge erblickſt, ſo ändert ſich die Gegend. Statt der lachenden Fluren bilden hohe Felſenberge, den Strom verengend die Ufer, der breite Fluß drängt ſich zuſammen und fließt unwillig über den ſteinigen Grund dahin, der ihm Feſſeln anlegt. Bei dem Eingange in dieſes enge, wilde Thal liegt mitten im Rheine ein alter Thurm, auf einem Felſen, kurz vor der Stelle, die man das Binger Loch nennt. Von dieſem Thurme erzählt die Sage allerlei Geſchichten, von denen ich dir hier einige mittheilen will.

A.

Bischof Hatto.

1.

Warum der Mäusethurm gebaut wird.

Auf dem Felsen im Rheine, unweit Bingen war ein reges Getümmel. Bauleute aller Art waren geschäftig einen festen Thurm zu errichten. Mühsam schafften einige große Steine herbei, die andere mit Hammer und Meißel bearbeiteten. Hier wurde Kalk bereitet, dort wurden Balken behauen, allerhand Fahrzeuge fuhren von der Insel nach dem Ufer und wieder zurück, um Geräthschaften und Materialien zum Bau herbei zu schaffen. Die Aufseher trieben die Werkleute zur Arbeit, die Baumeister ihre Zeichnungen in der Hand leiteten den Bau. Mitten in der geschäftigen Menge war ein stattlicher Mann zu sehen, der wohlgefällig das Ganze beschaute, zwischen den Arbeitenden umher schritt und zuweilen mit den Baumeistern einige Worte wechselte. Er trug ein kostbares Jagdkleid, Stiefeln mit goldenen Ritterſporen, ein Schwert an der Seite, in der Hand einen Jagdspieß, ein Hifthorn um die Schulter. Es war Herr Hatto, der Bischof von Mainz. Denn damals waren die Kirchenfürsten noch selbst Krieger und kühne Jäger, und oft haben sie in Rittertracht die Obliegenheiten ihres Amtes versehen. „In drei Wochen also, Herr Ulrich Baumer," sagte der Bischof zu einem Baumeister, „denkt ihr den Thurm fertig zu haben?"

„Vielleicht noch früher, gnädiger Herr,“ entgegnete der Gefragte, „wenn ich noch ein Dutzend kräftige Arbeiter bekommen kann.“ „Sollt sie haben, sollt sie haben,“ fuhr Herr Hatto fort, „mir liegt daran, den Thurm fertig zu haben. Und nun gehabt euch wohl und rechnet darauf, daß ich euch gut belohnen werde, wenn alles nach Wunsch ausfällt.“ Damit verließ Herr Hatto die Insel, trat in ein Fahrzeug und setzte nach dem andern Ufer über. Hier wartete seiner das Jagdgefolge. Er bestieg sein Pferd und ritt mit dem Ritter Wenzel von Fulda, seinem Lieblinge, nach Mainz zurück, seinen Begleitern voraus. „Es wird ein stattliches Nest,“ hub er unterweges zu seinem Begleiter an, „und ich denke jetzt wol meinen Willen durchzusetzen.“ „Ihr habt mir noch nicht gesagt,“ erwiederte Herr Wenzel, „wozu ihr eigentlich den Thurm bauen laßt. Für ein Lusthaus scheint er mir nicht freundlich genug und sonst wüßte ich doch keinen Zweck.“ „Jetzt, da er so weit fertig ist,“ sagte der Bischof, „will ich euch wol sagen, was ich mit dem Thurme will. Seht, ich wollte bei Mainz einen Rheinzoll erheben von den vorbeifahrenden Schiffen. Nun aber ist der Strom da breit und ich kann ihn nicht sperren. Des Nachts schleicht sich mancher Schiffer durch und betrügt mir die Gefälle, so daß ich zu kurz komme in meinen Einnahmen. Darum habe ich meine Augen auf die Stelle geworfen, wo der Fluß eng zusammengedrängt wird. Von dem Thurme aus kann ich nach beiden Ufern Ketten ziehen, daß mir kein Schiff durchkommt, und jetzt sollen sie mir einen doppelten und dreifachen Zoll zahlen, daß ich die Kosten meines Baues wieder heraus bekomme.“ „Ihr seid ein schlauer Rechner,“ sagte der Ritter, „ich kenne das noch von der Zeit her, als ihr Abt bei uns zu Fulda war't.“ „Meint ihr, Wenzel,“ lachte der Bischof, „ich glaube, ihr habt Recht. Doch habe

ich mich sehr vervollkommnet in meiner Rechenkunst. Damals rechnete ich gut für mein Kloster — für mich fiel aber wenig ab dabei. Jetzt rechne ich für mich allein und ich denke, ich verrechne mich nie zu meinem Schaden." „Hm," meinte der andere, „wenn euch nur euer vieles Getraide nicht verdirbt, was ihr aufgespeichert habt. Ich begreife nicht, was ihr damit machen wollt. Zum Handel in fremde Länder wollt ihr es doch nicht brauchen, ihr müßtet ja zu jedem Schiffe ein Fähnlein reisiger Knechte mitgeben, daß es sicher wäre vor Schnapphähnen." „Das wäre dir wol sehr unangenehm," meinte Herr Hatto, „denn du fürchtest, ich möchte dich mit so einem Fähnlein als Anführer fortschicken und dich hinter dem Weinhumpen wegnehmen, an den du wie gebannt bist. Doch eben weil du nicht hinter dem Trinktische vorkommst, weißt du nicht, was in der Welt vorgeht. Schaue um dich und sieh, wie das Getraide steht!" „Ei nun," sagte Herr Wenzel, „dünn genug, daß es einen nicht sehr hindern würde, wollte man einem Hirsche nach, durch die Felder setzen." „Nun merkst du wohl," erwiederte der Bischof, „es gibt eine schlechte Erndte. Die letzte Erndte aber liegt größtentheils auf meinen Speichern. Ich kaufte immer etwas über den Marktpreis und so haben mir die Narren alles überlassen. Jetzt müssen sie es wieder haben — aber sie sollen es dreifach und vierfach bezahlen." „Bei meiner Treu, das ist klug gerechnet," sagte der Fuldaer, „das wird euch einen hübschen Stüber Geld einbringen." „Brauche es auch," war Herrn Hatto's Antwort, „meine Falknereien und meine Bauten kosten mir viel Geld und ich habe meine Lust daran, beides auszudehnen." So ritten sie hin gegen Mainz. Unterweges begegneten sie manchen Bauersleuten, die vom Felde nach Hause gingen. Aber nicht fröhlich und guter Dinge, nicht mit muntern Liedern, wie sonst wol schritten die armen

Leute der ſtillen Wohnung zu — man konnte es auf ihren Geſichtern leſen, daß ſie keine Hoffnung hatten, ihre Arbeit in dieſem Jahre belohnt zu ſehen.

2.

Wie ein alter Fiſcher zu Herrn Hatto kommt.

Es mochten ſechs Wochen nach dem erzählten Geſpräche verfloſſen ſein, als ein alter Fiſcher vor dem Thore des biſchöflichen Palaſtes in Mainz ſtand und von der Wache begehrte, vor den gnädigen Herrn geführt zu werden. — Der Trabant fuhr den alten Mann mit rauhen Worten an und ſagte, ſolch Bettelgeſindel dürfe nicht vor dem Biſchof erſcheinen. Der alte Mann mochte bitten und flehen, ſo viel er wollte und ſagen, daß ſein und ſeiner ganzen Familie Wohl davon abhinge, daß er Herrn Hatto ſpräche, der alte Eiſenfreſſer war unerbittlich. Da kam juſt Herr Wenzel von Fulda des Weges daher und da er das Zwiegeſpräch und die rauhen Worte des Trabanten vernahm, blieb er ſtehen und wollte wiſſen, was da vorginge. Wie er nun hörte, daß der alte Mann den Herrn zu ſprechen begehre, ſo hieß er ihn, mit ihm gehen, denn er war im Grunde nicht böſen Herzens, ſondern liebte nur mehr als recht den Wein. So führte er den Fiſcher bis in das Gemach, wo der Biſchof eben ſaß, von ſeinen Jagdhunden umgeben, mit denen er ſpielte. Die Hunde ſprangen auf und fielen den fremden Gaſt mit wüthendem Gebelle an, und als Herr Wenzel ihnen wehren wollte, ſagte der Biſchof: „ei, laß ſie gewäh-

ren; sie sollen mir mein Schloß rein halten von Lumpengesindel, das ich nicht sehen mag in meinen schönen Gemächern. Du aber sage, was führt dich hierher zu mir und was begehrst du," fuhr er zu dem Fischer gewandt, in barschem Tone fort. Der Alte nahm das Wort und sprach: „Gnädigster Herr, mich führt die dringendste Noth zu euch, denn wenn ihr nicht mild und gnädig seid, muß ich verhungern mit meinen acht Kindern." Und als er weiter gefragt wurde, was er eigentlich wolle, erzählte er, wie folgt: „Ich bin ein armer Fischer, der sich und die Seinigen mühsam vom Ertrage des Flusses nährt. Nun ist uns aber seit drei Wochen verboten worden, durch das Binger Loch zu fahren, es sei denn, daß wir den hohen Zoll bezahlten, den Ew. Gnaden dort angelegt haben. Gestern Mittag war ich weit hinunter gefahren gen Rüdesheim und von der Arbeit und des Tages Hitze ermüdet, schlief ich gegen Mittag ein, in meinem Nachen liegend. Sei es nun, daß dieser sich von selbst vom Ufer abgelöst, oder daß ein loser Schalk ihn losgemacht hatte, ich erwachte plötzlich von einem tüchtigen Stoße und sah mich mitten auf dem Strome, festgehalten von der Kette, welche von eurem neuen Thurme über den Fluß gespannt ist und an welche mein Fahrzeug angestoßen war. Ich griff nach dem Ruder, machte mich los und gelangte unterhalb des Thurmes an das Ufer. Noch ehe ich mich recht besinnen konnte, war ich von Reisigen umringt. Sie führten mich nach einem andern Nachen und setzten über den Fluß nach dem neuen Thurme. Da wurde ich vor den Hauptmann gebracht, und der sprach zu mir, ich wäre den Thurm vorbeigefahren und müsse zur Strafe den doppelten Zoll bezahlen. Vergebens sagte ich ihm, daß ich willenlos im Schlafe dahin getrieben sei — vergebens sagte ich ihm, daß der geforderte Zoll meine ganze Habe übersteige, vergebens

bat ich ihn, Nachſicht zu haben mit einem armen Manne, der mühſam ſein Leben friſte mit vielen Kindern. Der Hauptmann blieb hartherzig, ſie behielten meinen Kahn zurück, meinen einzigen Reichthum und drohten mir, morgen mich auszupfänden, und mir alle meine Habe zu nehmen, damit davon der Zoll bezahlt würde. So komme ich denn in meiner größten Noth zu euch gnädigſter Herr, eure Hülfe anzurufen gegen die Ungerechtigkeit des Hauptmanns." Da ſagte der Biſchof barſch: „Geh deines Weges, Fiſcher, der Hauptmann hat recht gethan und es geſchieht, wie er geſagt hat." Der Alte ſtürzte auf die Knie, fing bitterlich an zu weinen und ſagte: „Herr, bedenkt die Noth des Landes. Die Erndte iſt ganz verdorben — das Wenige, was die Felder getragen haben, iſt ausgewachſen auf den Fluren, überall ſchon herrſcht Sorge und Kummer — nehmt ihr mir mein Alles, wovon ſoll ich leben mit meinen Kindern?" „Ei was kümmert das mich," ſagte Herr Hatto, „iſt das doch deine Sorge!" „Herr," fuhr der Alte in ſteigender Angſt fort, „gedenkt an Gott. Er hat euch zum Fürſten des Landes geſetzt, an ſeiner Statt zu regieren auf der Erde, daß ihr mild und gnädig ſeid, wie er. Seid es gegen mich armen Mann, ſtoßt mich nicht in's Elend." „Willſt du mich meine Pflichten lehren," rief zornig der Biſchof — „hinaus mit dem elenden Bettler!" Da eilten die Diener herbei und führten den Alten hinaus, der mit Hoffnung gekommen war und in Elend wieder gehen mußte. Herr Hatto aber rief den Fuldaer und gebot ihm, nie wieder ſolch Geſindel bei ihm einzuführen. Dann gingen ſie zur Tafel und ließen ſich wohl ſein bei köſtlichen Speiſen und herrlichem Weine.

3.

Wie die Noth des Landes immer größer wird.

Es mochten abermals vier Wochen verflossen sein, da ging eines Abends ein alter Mann langsamen Schrittes nach einer Hütte, am Rheine gelegen, wo heut zu Tage das Raimundi-Thor zu Mainz steht. Als er an der kleinen Thüre angekommen war, blieb er einen Augenblick stehen, sah hinauf in den gestirnten Himmel, stieß einen tiefen Seufzer aus und pochte dann an. Man that ihm auf und er trat in das ärmliche Gemach. In einer Ecke saßen fünf Kinder mit bleichen, verweinten Gesichtern, auf dem Bette lag eine Frau, neben sich einen Säugling, der laut weinte, während die Mutter vergeblich sich bemühte, ihn zu beruhigen. Sie reichte ihm die Brust — aber die Brust war leer und heiße Thränen entströmten der armen Frau, wenn das Kind vergebens sich bemühte, Nahrung aus dem versiegten Quell zu trinken, und mit neuem Schreien den Hunger kund gab, der es quälte. Der alte Mann blieb an der Thüre stehen und schaute trübe auf das Häuflein Kinder. „Ist euer Mann nicht daheim, Nachbarin," fragte er. Matt entgegnete die Wöchnerin: „er ist ausgegangen, Brod zu holen — möge er bald wieder kommen, doch horch — das sind seine Schritte." Und näher tönte der Tritt, die Thüre öffnete sich, herein trat der Vater. Die Kinder stürzten auf ihn zu, hingen sich an ihn und baten: „Hast du Brod, lieber Vater, ach uns hungert gar zu sehr!" Die Mutter aber im Bette sah ihm starr in's Angesicht, voll ängstlicher Erwartung. Der Vater machte die

Kinder von ſich los, wiſchte eine Thräne aus dem Auge und ſagte: „Ich habe nichts.“ Da gingen die Kinder ſtill weinend in ihre Ecke, die Mutter aber drückte den Säugling an das Herz und betete heimlich für ſich. Der Alte wandte ſich zum Gehen. Da bemerkte ihn der Hausvater und fragte woher, wohin. „Ich weiß genug,“ war die Antwort, „ich kam zu euch, zu fragen, ob ihr mir etwas Brod geben könntet — doch ich ſehe, ihr habt ſelbſt nichts. Geht es doch bei euch gerade, wie es bei mir geht.“ „Und wie bei uns beiden, geht es im ganzen Lande,“ ſagte der andere. „Mit ſchwerem Gelde kaufen ſich die Reichen Korn vom Biſchof, die Armen hungern. Ach und ſo hartherzig ſind die Menſchen geworden in der allgemeinen Noth. Wohin ich kam fand ich taube Ohren für meine Klage, wo ich bat wurde ich abgewieſen.“ „Kommt mit,“ ſagte der alte Fiſcher, denn das war der fremde Gaſt, „wir wollen die Nachbarn fragen, was zu thun ſei.“ Die beiden Männer gingen fort aus der Hütte, in der das Elend ſeinen Sitz aufgeſchlagen hatte. Sie beſuchten die Nachbarn — überall gleiche Noth. Jammer ſchallte ihnen auf der Schwelle jedes Hauſes entgegen, das ſie betraten, die Kinder weinten, die Mütter jammerten, die Männer ſtarrten in kalter Verzweiflung auf das Elend. Da rief der Mann aus der erſten Hütte: „Ehe wir verhungern, laßt uns noch einen Verſuch machen. Auf den Speichern des Biſchofs liegt Getraide im Ueberfluß. Er verkauft es aber nur um hohen Preis. Laßt uns zu ihm gehen und bittend ſeine Knie umfaſſen, ob er uns wolle das Korn vorſchießen, denn wir können es jetzt nicht bezahlen. Und er wird es thun, denn er iſt ja unſer Fürſt.“ Die andern ſtimmten ihm bei, der alte Fiſcher aber ſchüttelte den Kopf und ſagte: „Eure Hoffnung iſt vergeblich. Ich habe ihn fußfällig um Gerechtigkeit gebeten, er hat mich vor die Thüre werfen

laſſen. Herr Hatto iſt ein harter Mann; ſeinen Seckel denkt er zu füllen bei der allgemeinen Noth und das Mitleid hat keine Stimme in ſeinem Herzen!“ „Nun denn,“ rief der erſte, „wenn er unſere Bitte nicht hört, laßt uns mit Gewalt die Speicher erbrechen. Sollen wir Weib und Kinder verhungern ſehen vor unſern Augen? Iſt das Korn nicht für uns gewachſen? Sind wir Thiere, die Gras und Laub kauen können? Und doch haben wir es gethan — ſeit acht Tagen habe ich nichts gehabt für die Meinigen als Brod aus Baumrinde gebacken, — aber mein Weib verſchmachtet bei der elenden Nahrung, mein Kind verſchmachtet an ihrer leeren Bruſt. Beſſer iſt's, das Letzte verſucht, und thun wir Unrecht, ſo mag uns die Strafe treffen — hier oder dort, retten wir doch vielleicht Weib und Kind vom Hungertode.“ Und die Männer fanden ſeine Worte wahr und kamen überein, am andern Morgen zum Biſchof zu gehen und ihn um Korn zu bitten.

4.

Was auf die Bitten erfolgt.

Am andern Tage zog eine Schaar von Männern, Weibern und Kindern durch die Straßen von Mainz. Auf ihren bleichen Wangen ſtand das Elend mit leſerlichen Zügen geſchrieben, aus ihren verweinten Augen ſprach die Noth an jedes fühlende Herz, aus ihrem matten, wankenden Gange ſah man, daß die Armen von Mangel entkräftet waren. Sie nahmen ihren Weg nach dem Schloſſe des Biſchofs. Mehr

Trabanten, als gewöhnlich hielten am Eingange Wache, doch ließen sie die Leute ungehindert in den Hof. Hier trat ihnen der Hausmeister entgegen und vernahm ihr Begehren, den gnädigen Herrn zu sprechen. Darauf hieß er zwölf von den Männern vortreten und ihm folgen. Er führte sie in den Speisesaal. Hier saß der Bischof mit mehreren Rittern an reichbesetzter Tafel und Lustigkeit herrschte unter ihnen. Die zwölf Männer traten demüthig ein und warteten bis ihnen vergönnt wäre zu reden. Herr Hatto ließ sie eine Weile stehen, dann fragte er, was sie wollten. „Brod, Brod, gnädigster Herr," riefen sie wie aus einem Munde. „Ihr könnt es haben," sagte der Bischof, „so ihr meinem Seckelmeister zahlt den Preis dafür." Da trat der arme Vater aus der Hütte am Raimundi-Thore hervor und sprach: „Gnädigster Herr, wir sind arme Leute. Alles Gewerbe liegt darnieder in so schwerer Zeit. Und so sich auch Leute finden sollten, die uns Arbeit geben wollten, so würde der geringe Lohn nicht zureichen, den theuren Preis zu bezahlen, um den ihr euer Korn verkauft; und unsre Kräfte sind durch den langen, bittern Mangel dahin geschwunden, daß wir nicht mehr vermögen die Art zu führen oder das Grabscheit, noch auszuhalten am Webstuhle oder in der Werkstatt. Darum mögt ihr gnädig sein, und eure Speicher öffnen, daß wir nicht unterliegen dem Elend. Wenn aber das nächste Jahr kommt und der Herr das Land segnet mit guter Erndte, wollen wir euch wieder bezahlen mit billigem Zins, was ihr uns habt vorgeschossen in schwerer Zeit, oder wir wollen es abarbeiten in euren Weinbergen und Feldern, oder bei euren Bauten." Der Redner schwieg. Der Bischof aber schaute ihn zornig an und sprach: „Meint ihr, ich kenne nicht eure böse Absicht? Wol habe ich erfahren die bösen Pläne, die ihr gestern unter einander gemacht. Meine Speicher wollt

ihr mit Gewalt plündern, wenn ich sie euch nicht gutwillig öffne. Leugnet, wenn ihr könnt, eure frevelhafte Absicht!“ Da trat der alte Fischer an das Fenster und sagte: „Schaut hinab in den Hof, gnädigster Herr. Seht die armen Kinder und Weiber, die dem Elende unterliegen, und vergebt, wenn Angst und Noth den Vätern unbesonnene Worte entrissen haben. Laßt euch erweichen. Auf euren Speichern nähren sich die Mäuslein von dem Korne, so ihr liegen habt, und alle werden satt, denn jedes findet seine Nahrung. Laßt uns nicht schlechter sein, denn die Mäuslein und uns Speise finden für den nagenden Hunger.“ Der Bischof trat an's Fenster, blickte hinab auf die arme verhungerte Schaar, die flehend ihre Hände nach ihm ausstreckte und sprach dann nach kurzem Besinnen: „Wohl, daß ihr seht, ich bin nicht hart, will ich euch behandeln, wie meine Mäuslein. Dort steht eine Scheuer — geht hinein und nehmt euch nach eurem Bedürfniß.“ Da stürzten die Männer zu seinen Füßen, den Saum seines Kleides zu küssen, er aber wich zurück und hieß sie gehen. Und sie liefen eilig hinab in den Hof, verkündeten den Harrenden die Worte des Bischofs und freudig stürzte die ganze Schaar nach der Scheuer. Als sie nun alle drinnen waren, winkte Herr Hatto in den Hof hinab. Da traten seine Trabanten vor, schlossen das Thor der Scheuer zu und warfen Feuerbrände hinein. Das Feuer faßte, griff um sich und bald stand das Gebäude in vollem Brande. Fürchterlich tönte das Wehklagen der armen Betrogenen aus den Flammen. Die Kinder wimmerten, die Mütter heulten, die Männer riefen zu Gott in ihrer höchsten Noth. Kalt stand Herr Hatto am Fenster, zeigte den Rittern die Feuersbrunst und sagte: „Hört ihr wol, wie meine Kornmäuslein pfeifen?“ Die Ritter schauderten zurück und einer trat vor und bat für die Armen. Da sagte der Bischof: „Rebellen sind sie und

Räuber, die mich plündern wollen. Ich thue ihnen nur den Willen," setzte er höhnisch hinzu, „sie wollen ja behandelt sein wie meine Mäuse, und die pflege ich zu verbrennen, wenn ich sie fange." Da erhob sich mitten aus den Flammen die Stimme des alten Fischers und rief: „Der Fluch Gottes auf dich, du harter und böser Mann! Er soll dich treffen hier und in Ewigkeit und aus dieser Asche soll der Rächer hervorgehen!" Da wurde es stiller unten, das Wehklagen wurde immer schwächer, bald ging es in leises Wimmern über, nur unterbrochen von den einstürzenden Balken. Und bald war nur ein Haufen Asche noch zu sehen. Mit Grausen standen alle, die es sahen und wenn sie auch den Blick wegwenden wollten, sie mußten immer wieder hinschauen. Der Bischof aber sprach: „Laßt uns zu Tische gehen, die Mäuslein haben ausgepfiffen." Wie er sich aber wegwenden wollte von dem Fenster, siehe, da regte sich es in der Asche, erst hier, dann dort, dann überall, und in wimmelndem Gedränge kamen hervor eine große Schaar von Mäusen. Die liefen auf das Schloß zu, stürzten hinauf die Treppe, hinauf in den Saal, hinauf auf die Tische und fingen an zu nagen und zu fressen, was sie fanden. Staunend sahen es die Ritter, Herr Hatto aber rief nach seinen Hunden und Knechten. Die Hunde stürzten herbei und richteten eine große Niederlage unter den Mäusen an, die Knechte kamen und tödteten sie haufenweise, — aber immer kamen neue Schaaren aus dem Aschenhaufen im Hofe und das Gewimmel nahm zu. Da erkannten die Ritter die Strafe Gottes und flohen aus dem Hause — und als sie fort waren ging erst einer von den Knechten, dann der andere, und endlich alle, bis Herr Hatto allein war in seinem Schlosse. Sein Haar sträubte sich, Gewissensangst ergriff ihn, als immer mehr und mehr der kleinen Thiere kamen. Jetzt faßten sie ihn an, sie nagten

ſeine Füße, ſie ſprangen an ihm empor. Da ergriff ihn das Entſetzen und in gräßlicher Angſt floh er die Treppe hinab, hinter ihm her die Schaar der Mäuſe. Er durchlief die Straßen, gewann ein Pferd und ritt in Todesangſt hinaus gen Bingen. Als er aber umſchaute, kam hinter ihm wie eine große graue Wolke die Schaar der Mäuſe. Er ſpornte ſein Pferd zum ſchnellſten Laufe, die Mäuſe blieben hinter ihm. Athemlos erreichte er Bingen — da ſtürzte ſein Roß unter ihm zuſammen. Verzweifelnd ſah er ſich um, er erblickte den Thurm im Fluſſe — dort hoffte er Rettung. In ein Schiff warf er ſich, hinüber ließ er ſich rudern nach dem Schloſſe und athmete hoch auf, denn dort dachte er ſich ſicher, geſchützt durch den Rhein, der ihn von ſeinen Verfolgern trennte. Kaum aber war er im Thurme, da kamen die Mäuſe am Ufer an. Sie ſtürzten ſich in den Strom, ſie ſchwammen hinüber, ſie erreichten die Inſel. Die Thüre war verſchloſſen, ſie nagten ſie durch — ſie erklimmten die Mauern, ſie drangen durch die Fenſter. In Todesangſt floh der Biſchof nach dem höchſten Gemache im Thurme, die Mäuſe kamen nach. Da ſtürzte er ohnmächtig von Schrecken und Angſt zu Boden und die Mäuſe fielen über ihn her und nagten an ihm, bis ſein Körper ſpurlos verſchwunden war. Darauf verſchwanden auch die Thiere wieder, die der ſtrafende Gott zu ſeiner Rache ausgeſendet hatte.

Der Thurm heißt bis auf den heutigen Tag noch der Mäuſethurm und Schauer ergreift den Schiffer bei dem finſtern Gemäuer, das noch daſteht zum Denkmal von Gottes Rache.

B.

Die sieben Wächter.

Eine kleine Reiterſchaar trabte auf dem Wege von Mainz nach Bingen. Angekommen bei der Stadt ließ der Führer Halt machen, wählte ſieben alte, bärtige Kriegsleute aus, hieß ſie von ihren Pferden abſitzen und mit ihm ein bereit ſtehendes Fahrzeug beſteigen. Sie ruderten hinüber nach dem Mäuſethurme, inmitten des Rheines. Oede und ſchauerlich ſtand das alte Gebäude auf ſeinem Felſen. Schaaren von Krähen und Raben umflatterten den alten Thurm und knarrend drehte ſich die eingeroſtete Windfahne. Jetzt war der Nachen am Felſen, die Krieger ſtiegen aus, der Führer übergab dem Aelteſten einen alten Schlüſſel und ſagte: „Hier iſt der Ort, den ihr halten ſollt. Der alte Thurm iſt feſt und nicht leicht zu nehmen. Bald werden die Schweden kommen und wir ſind zu ſchwach, ſie abzuhalten, darum müſſen wir weichen. Wenn wir uns aber verſtärkt haben und zurückkehren, die Schweden wieder zu vertreiben, wollen wir einen feſten Punkt in der Gegend haben. Darum vertheidigt euch als brave Kriegsleute bis auf den letzten Blutstropfen. Ich denke wol, ihr werdet Erſatz bekommen, ehe ihr den Thurm übergeben müßt. Hier im Kahne iſt Mundvorrath für lange Zeit, ſchifft ihn aus und dann beziehet eure Feſtung.“ Die Krieger thaten wie ihnen geheißen — der Führer kehrte nach dem Lande zurück und trabte mit dem Reſte des Fähnleins wieder von dannen. — Jetzt ſtanden die Kriegsleute auf dem Felſen und beſahen ſich das alte Gemäuer. — „Ihr ſeid närriſche Kanze,

ihr Deutſchen," ſagte ein alter lombardiſcher Reiter, „ſtatt Wohnungen für Menſchen zu bauen, macht ihr Neſter für Eulen und andere Nachtvögel! Wenn ich an die Landhäuſer denke, die man bei uns zu Lande baut und ſehe ſo ein altes Eulenneſt — da grauſt's mir ordentlich." „Ich dächte, dir müßte wohl ſein in ſo einem Eulenneſte," erwiederte ein alter Mecklenburger, „denn du ſiehſt ja ſelbſt aus, wie eine große Ohreule und wenn man dich des Nachts von ferne ſingen hört, kann man dich von dem beſten Uhu nicht unterſcheiden." „Seid ſtill, ihr Bärenhäuter," murrte der Korporal, ein alter friedländiſcher Soldat, „jetzt gilt's uns einzurichten in unſerm neuen Quartiere." Er nahm den Schlüſſel hervor und nach vieler Mühe gelang es ihm, die alte verroſtete Thurmthüre zu öffnen. Der Mundvorrath wurde hinein geſchafft, und die Krieger begannen, ſich häuslich einzurichten. Seit Jahrhunderten mochte kein menſchlicher Fuß die alten Gemächer betreten haben. Die Geräthe waren morſch und hielten kaum noch zuſammen — aber feſt und tüchtig waren die alten Mauern noch, daß die Leute ſich darob verwunderten. Selbſt die Bekleidung der Mauern war noch unverwittert, trotz der Länge der Zeit, die ſie ſchon ausgehalten hatte. Nur an einigen Stellen war der Kalk von den Wänden gefallen — aber es ſchien als wäre er mit Fleiß abgekratzt worden. Denn man entdeckte immer dabei den Reſt eines Namenszuges, den man zu vertilgen geſucht haben mußte. Die Krieger ſtellten allerlei Vermuthungen darüber an, der alte Friedländer aber ſchüttelte den Kopf und ſagte: „Menſchenhände haben das nicht gemacht — das iſt ein Zeichen von der rächenden Hand Gottes. Sonſt ſtand hier der Namenszug des Biſchofs Hatto auf den Wänden und die Mäuſe, die ihn gefreſſen haben, haben auch ſeinen Namen von den Wänden abgenagt." Die Krieger drangen

in den Korporal, ihnen die Geſchichte zu erzählen, er aber verwies ſie auf den Abend und ging überall herum, ſich die Ortsgelegenheit zu beſehen, wie er ſich am beſten vertheidigen könne, wenn ſie angegriffen würden. Als nun der Abend herangekommen war, ſaßen die Kriegsleute um das Feuer herum und labten ſich mit Speiſe und Trank. Der alte Korporal aber nahm das Wort und ſprach: „Sonderbar geht es im Kriege zu. Du Grimmbart, biſt ein Schwabe, du Schnepper, ein Mecklenburger, du Stüſſi, biſt aus Waadt, du Schlugger, aus Mähren, du Funkel, ein Baier, der Giacomo, draußen auf der Wache iſt aus der Lombardei und ich bin ein öſterreichiſches Landeskind. Der Krieg aber hat uns aus allerlei Ländern zuſammengebracht; daß wir ſieben jetzt mitten im Rheine ſitzen — und ſo weit unſere Mütter auseinander gewohnt haben — ein Grab wird uns im Tode vereinigen.“ „Hoho, ſprich nicht vom Tode,“ rief Grimmbart, der Schwabe, „ich denke noch manches Tänzchen zu machen mit den rothwangigen Dirnen in meiner Heimath, bevor Freund Klapperbein mir zum letzten Tanze aufſpielt.“ „Mancher hat das gedacht,“ fuhr der Korporal fort, „über deſſen Knochen jetzt der Pflug geht. Seit einundzwanzig Jahren wüthet der Krieg in den deutſchen Gauen. Wenn du hinziehſt auf der Heerſtraße, findeſt du verbrannte Dörfer, brachliegende Aecker und hie und da aufgeworfene Hügel unter denen manch wackeres Soldatenherz den letzten Schlummer ſchläft. In ſolchen Zeiten iſt ein ehrlicher Reitertod die beſte Hoffnung für den Menſchen. Auf daß er uns werde!“ Die Männer ſtießen mit den Bechern zuſammen, der Alte fuhr fort: „Als der Friedländer ſeine Fahne aufſteckte, trat ich in das Regiment und bin mit ihm gezogen nach allen Himmelsgegenden. Ich habe vor Stralſund mit ihm gelegen, ich habe die Dänen helfen klopfen, habe vor

Nürnberg gestanden dem schwedischen Löwen gegenüber, der ihnen zu Wien den Spott so tüchtig vergolten hat — ich habe bei Lützen mitgefochten, wo wir den Pappenheim und die Schlacht dazu verloren — ich stand mit in Eger, als sie uns den Wallenstein ermordeten und habe mancherlei erlebt im Kriege. Jetzt weiß ich aber, daß dieser Thurm der letzte Posten ist, auf dem ich stehen werde. Auf einen ehrlichen Reitertod!" Die Becher klangen wieder zusammen, Grimmbart, der Schwabe aber sagte: „Ei schämt euch, alter Graubart, so alberne Reden zu führen. Niemand kann wissen, wo ihm sein Ziel gesteckt ist, und ein braver Reiter muß immer meinen, die Kugeln könnten gar nicht treffen." „Deine Zunge ist auch geschwinder als deine Gedanken," meinte der Korporal, „im Kriege lernt man es anders. Ich will euch aber die Geschichte von dem Thurme erzählen, dann werdet ihr sehen, daß ich Recht habe." Darauf berichtete er ihnen von der Grausamkeit des Bischofs Hatto, und wie ihn die Mäuse gefressen hätten bei lebendigem Leibe und fuhr dann fort: „Seht, hier ist die Stelle wo das vorgegangen ist. Vielleicht in diesem Gemache hat der harte Mann den letzten Seufzer ausgestoßen. Daß aber alles wahr ist, beweist euch der Thurm. Noch steht er fest und die Zeit hat keine Macht über ihn, obwol schon bald 600 Jahre verflossen sind, seitdem der erste Stein zu seinem Grunde gelegt wurde. Aber der Thurm ist ein Denkmal der Strafe Gottes und wird dauern, so lange die Welt steht." „Ja ja," meinte Funkel, der Baier, „das ist wahr. In meiner Heimath haben wir auch so ein Denkmal. Da wohnte einst ein Ritter von bösem Herzen. Nachdem er schon viel übles gethan hatte, erschlug er zuletzt seinen Bruder, um dessen Güter an sich zu ziehen. Darauf nahm er den Leichnam des Ermordeten und trug ihn hinaus in den Wald, ihn dort zu begraben. Unter einer

alten Eiche machte er eine Grube und legte den Todten hinein. Wie er ihn aber mit Erde bedecken wollte, kam ein gewaltiger Sturm, der Blitz schlug die Krone von dem Baume herunter daß ein Ast den Ritter todt schlug. So fanden ihn die Leute neben seinem ermordeten Bruder. Ob nun wol schon viele, viele Jahre seitdem vergangen sind, so steht die Eiche doch immer noch. Sie trägt keine Blätter mehr, aber der Stamm steht noch frisch und keine Fäulniß greift ihn an, kein Sturm kann ihm Schaden thun, wenn auch rings um ihn die stärksten Bäume entwurzelt werden. Und die Leute sagen, der Herr ließe den Stamm stehen bis zum jüngsten Tage, als ein Wahrzeichen, daß er hier Gericht gehalten habe." „Nun, so ist es auch mit diesem Thurme," sagte der Korporal, „er wird stehen und keine menschliche Macht wird ihm etwas anhaben können." „Desto besser," meinte Schnepper, der Mecklenburger, „dann sind wir ja recht sicher hier und der Thurm ist ein herrlicher Posten." „Nicht also," erwiederte der Korporal, „der Fluch, der auf dem Thurme ruht, geht auf alle über, die ihn benutzen wollen." „Richtig," fiel Funkel, der Baier, ein, „so ist es auch mit dem Eichenstamme bei mir zu Hause. Wer den Baum umhauen will, dem fliegt die Art vom Stiele an den eignen Kopf und tödtet ihn." „So ist es auch mit uns," fuhr der Korporal fort, „wir benutzen dies Gebäude, das der Herr sich als Denkmal seiner Gerechtigkeit ausersehen hat, und weil wir es so entweihen, werden wir alle sterben müssen und in einem Grabe begraben werden." „Ei zum Teufel," rief Schlugger, der Mähre, „dann wäre es am besten, wir ließen das Rattennest stehen, wo es wollte und machten uns davon." Da sprang der alte Korporal in die Höhe, riß sein Schwert aus der Scheide und rief: „Noch so ein Wort der Meuterei und du liegst am Boden. Der erste, der davon spricht, den

Posten zu verlassen, über den halte ich Standrecht und lasse ihn erschießen, so wahr ich der Commandant des Thurmes bin. Wärst du unter des Friedländers Regiment, du hingst für deine Rede schon am Galgen. Der Soldat muß stehen bleiben, wo er hingestellt wird, sonst ist er ein Hundsfott, nur der Tod entbindet ihn seiner Pflicht." „Nun nehmt ein Wort des Scherzes nicht gleich für Ernst," brummte der Mähre — da tönte ein lautes Anrufen der Wache in das Zimmer. Der Korporal setzte seine Sturmhaube auf und stieg auf die Platte des Thurmes, wo Giacomo Wache hielt. „Was schreist du so, Nachteule," fragte er den Krieger. Der aber hielt die Hellebarde nach dem Ufer ausgestreckt und bekreuzte sich mit der Rechten. „Willst du wol sprechen, verdammter Oelfresser," sagte der alte Friedländer. „Dort, dort," rief der erschrockene Italiener, und zeigte mit dem Finger auf das andere Ufer. Der Alte blickte hin und gewahrte eine graue Nebelgestalt, die am Ufer hin und her lief. Plötzlich schwebte sie über das Wasser daher auf den Thurm zu. Ob nun wol die Augen des alten Soldaten mit einem Falken wetteifern konnte, so vermochte er doch keine bestimmten Umrisse der Gestalt zu unterscheiden. Meinte er auch einmal eine menschliche Form herausgefunden zu haben, so floß alles wieder zusammen, und bald klein bald groß, bald lang bald breit umschritt die Erscheinung den Thurm. Der Korporal hieß den Italiener hinunter steigen und Grimmbart, den Schwaben heraufschicken zur Wache. Es geschah, wie er gesagt hatte. „Siehst du, Schwabe," begann er zu dem Heraufgekommenen, indem er ihm die Erscheinung zeigte, „dort kannst du die Wahrheit meiner Worte sehen. Das ist der Geist des Bischofs, der umherirren muß, so lange noch ein Stein des Thurmes am andern ist. Weil ihn aber die Mäuse gefressen haben und sein Körper nicht begraben

worden iſt, ſo hat ſeine Erſcheinung keine beſtimmte Geſtalt, wie bei andern, zum Spuken verdammten Geiſtern.“ Nach und nach kamen die übrigen auch herauf und ſahen die Spukgeſtalt, die immer den Thurm umſchritt und manchmal, wie ſie zu hören glaubten, Klagetöne von ſich gab. So dauerte der Spuk die Nacht hindurch und bei dem erſten Hahnenſchrei verſchwand er. So lange aber die ſieben Wächter auf dem Thurme waren, bemerkten ſie alle Nächte dieſelbe Erſcheinung. — In den folgenden Tagen bekamen die Krieger noch Zufuhr von Lebensmitteln und Schießbedarf. — Am vierten Tage aber hörte dies auf und gegen Abend bemerkten ſie auf dem Wege gen Rüdesheim eine Schaar ſchwediſcher Reiter. Tags darauf ſetzten dieſe über den Rhein und belagerten die Feſte Klopp auf dem Berge über Bingen. Nicht lange dauerte es, ſo wehete die blau und gelbe Fahne von dem Thurme der Burg und die Gegend war rings umher von den Schweden, unter der Anführung Herzog Bernhards von Weimar beſetzt. Nur von dem Mäuſethurme flatterten noch die Farben von Kur-Mainz. Da kam eines Morgens ein Nachen, mit Kriegern beſetzt auf den Thurm zugefahren, die eine weiße Fahne ſchwenkten. Der alte Korporal trat heraus und fragte, was ſie wollten. Die Schweden forderten die Uebergabe des Thurmes. „So lange wir noch fechten können,“ war die Antwort, „übergeben wir den Thurm nicht.“ Die Schweden drohten, das Neſt in Grund und Boden zu ſchießen — der alte Friedländer aber rief ihnen zu, ſie möchten ſich entfernen, ſonſt würde er Feuer auf ſie geben laſſen. Die Schweden kehrten um und der Korporal beſichtigte jetzt ſeine Vertheidigungs-Anſtalten. Die einzige Thüre, die nach dem Thurme führte, war feſt und mit Eiſen beſchlagen und ſie wurde noch obendrein tüchtig verrammelt. Außerdem waren ſie auf die feſten Mauern des Gebäudes angewieſen

und auf ihre Doppelhaken, mit denen sie wol einen Angriff abwehren konnten. Die sieben Krieger hatten sich das Wort gegeben, bei einander auszuharren in Noth und Tod. Band sie auch nicht Vaterlandsliebe zusammen, so galt es doch für einen Ehrenpunkt, nicht zu weichen von seinem Posten, war es ihnen oft gleich einerlei, für welche Sache sie fochten.

Bald nachdem das Fahrzeug zurück gekehrt war, bemannten die Schweden drei Nachen und setzten nach der Insel über. Sie landeten bei dem Felsenvorsprung und begannen, die Thüre mit Sturmbalken zu berennen. Bis dahin hatte sie der alte Friedländer kommen lassen. Jetzt befahl er zu schießen. Wohl gedeckt von den dicken Mauern, begannen die Krieger ihr Feuer und jeder Schuß traf sein Ziel. Vergebens erwiederten die Schweden die Schüsse, sie thaten keinen Schaden. Eben so wenig gelang es den Stürmenden die Thüre einzurennen. Schon lagen zwölf bis fünfzehn ihrer Leute todt oder schwer verwundet am Ufer oder waren in die Fluthen gestürzt, da rief der feindliche Anführer: „Soll ich meine besten Leute hier todt schießen lassen, wie tolle Hunde?“ Auf, zum Rückzug, wir wollen das Rattennest vom Ufer aus in Grund und Boden schießen!“ Die Leute gehorchten und zogen ab, noch tüchtig von den Doppelhaken der sieben begrüßt. Als sie das Ufer erreicht hatten, sagte Schnepper, der Mecklenburger: „Jetzt ist es um uns geschehen. Wenn sie Kanonen auffahren, schießen sie uns in zwei Stunden zusammen.“ „Ich glaub's nicht,“ meinte Funkel, der Baier, „sie lassen den Thurm stehen, ich wette meinen Kopf gegen deinen Halskragen.“ Der alte Korporal aber hieß sie schweigen und ihre Doppelhaken zur Hand halten, den Feind damit zu begrüßen. Nicht lange dauerte es, so fuhren am linken Ufer zwei Feldschlangen auf, Schanzkörbe wurden aufgerichtet und die Schweden machten sich fertig zum Feuern.

Da donnerte der erste Schuß — die Kugel flog über den Rhein an das jenseitige Ufer. Der zweite, der dritte Schuß — es ging nicht besser. Sie richteten die Geschütze von neuem, kein Schuß wollte treffen. Da sprang der schwedische Hauptmann vom Pferde, schalt die Kanoniere Lumpen, die ihr Handwerk nicht verständen und richtete selber die Feldschlange. Und wirklich, die Kugel traf, aber plattgedrückt, fiel sie in den Rhein. Es trafen sechs bis sieben Schüsse — doch kaum zeigte sich an dem Thurme eine Spur, wo sie angeschlagen waren — Wirkung brachten sie nicht hervor. „Siehst du," rief Funkel, der Baier, „die Kugeln prallen machtlos ab — der Thurm ist wie unsre Eiche, nichts vermag ihm zu schaden." „Das laß ich mir gefallen," jubelte Schnepper, der Mecklenburger, „so wollte ich ein Jahr lang eine Belagerung aushalten." Da legte ihm der alte Friedländer die Hand auf die Schulter und sagte: „Freue dich nicht zu früh. Dem Thurme werden die Schweden nichts anhaben, denn er ist gebannt — aber auf uns wirkt der Bann nicht. Umgekehrt trifft uns der Fluch, der auf ihm ruht, denn wir haben die Stätte von Gottes Rache entweiht und ehe die dritte Sonne sinkt, werden wir alle friedlich beisammen schlafen." Mittlerweile hatten die Schweden die leichten Feldschlangen weggebracht und zwei Quartanschlangen aufgefahren, wie sie bei Belagerungen gebräuchlich waren, die sechszehn Pfund schwere, eiserne Kugeln schossen. Die Geschütze wurden gut gerichtet. Der erste Schuß traf, die Kugel prallte zurück nach dem Ufer, warf einen Schanzkorb um und tödtete zwei Mann. Die Schweden ließen sich nicht abschrecken, sie schossen weiter, aber wenig Kugeln trafen, so gut sie auch zielen mochten und die, welche trafen, prallten machtlos ab oder zurück nach ihrer eignen Batterie. Da erklärten die schwedischen Kanoniere, der alte Thurm sei vom Teufel

gebannt und weigerten sich, weiter zu schießen. Die Anführer waren betroffen über dies Ereigniß, sahen aber ein, daß sie nutzlos Pulver und Kugeln verschwendeten, und ließen das Geschütz wegbringen. Der alte Friedländer stellte für die Nacht zwei Wachen aus, er selbst blieb mit auf dem Thurme. Als die Mitternacht heraukam, zeigte sich auch das formlose Gespenst. Rascher als gewöhnlich schwebte es herüber, um den Thurm herum, als wollte es ihn besichtigen, und endlich kam es den wachenden Kriegern vor, als stiege es an der Mauer herauf und untersuche die getroffenen Stellen, und als seufze es jedes Mal tief auf, wenn es die leichte Spur einer Kugel gesehen hatte. An drei bis vier Orten stieg es herauf bis zu der Höhe des Thurmes — dann verschwand es mit einem lauten Wehklagen. „Hört ihr, wie er klagt, daß die Kugeln keinen Schaden gethan haben," sagte der Korporal. „Er hatte gehofft, die schwedischen Kanonen würden den Thurm einschießen, dann wäre er erlöst. So ist seine Hoffnung aber vergeblich." Und als es Tag geworden war, bemerkten sie an den Stellen, wo das Gespenst heraufgestiegen war, eiserne Haken und eingemauerte vorstehende Holzstücke, die wol zum Anlegen der Gerüste beim Bauen gedient haben mochten. Dadurch ward eine Leiter gebildet, auf der auch ein Mensch bequem herauf steigen konnte. „Da habt ihr es," sagte Funkel der Baier, „das Gespenst zeigt dem Feinde selbst den Weg zu uns. Wenn die Schweden das gesehen haben, so gut wie wir, werden sie uns bald auf den Hals kommen." Der Tag ging ruhig vorüber, nur sahen sie, daß an beiden Ufern starke Wachtposten aufgestellt wurden, wahrscheinlich um das Entkommen der Mannschaft zu verhindern. Als die Nacht anbrach, wurden die feindlichen Posten vermehrt. Bald kam das Gespenst wieder und machte dieselben Versuche, wie in vergangener Nacht. „Hol der

Teufel das lumpige Geſpenſt," ſagte Grimmbart, der Schwabe, "es zeigt den Feinden, wo ſie klettern können." Die Feinde aber mochten das Geſpenſt für einen Menſchen halten, der der Beſatzung Nachrichten brächte, denn ſie fingen an, auf daſſelbe mit Muſketen zu feuern. "Ich kann eben nicht ſagen, daß ich mir viel daraus mache, wenn die feindlichen Kugeln treffen," fuhr der Schwabe fort, "wenn ſie aber dieſen verfluchten, grauen Unhold todt ſchöſſen, ſollte es mir eine Luſt ſein." Da traf wirklich eine Muſketenkugel — aber nicht das Geſpenſt, ſondern den armen Schwaben, der ſich zu weit vorgebeugt hatte. Er ſtürzte zuſammen und rief: "Ihr habt Recht, Korporal, mit dem Tanze mit den Schwabenmädchen iſt's vorbei!" Damit verſchied er. "Das iſt der erſte," ſagte der Korporal, "er hat den Reihen eröffnet." Die andern brachten den Leichnam hinunter und ſchüttelten die Köpfe. Mit Tagesanbruch ſahen ſie vom andern Ufer zwei Fahrzeuge mit ſchwediſchen Soldaten abſtoßen. Sie fuhren um den Thurm herum und ſchienen die Stellen zu beſehen, wo das Geſpenſt hinauf geklettert war. Doch zwangen die wohlgezielten Schüſſe der Belagerten ſie bald zum Lande zurückzukehren und die Beſatzung bekam für einen Augenblick Ruhe. Sie ſetzten ſich zum Mahle traurig und verſtimmt, denn der luſtige Grimmbart fehlte, der ſonſt immer das Eſſen mit allerlei Schwänken gewürzt hatte. Schnepper der Mecklenburger aber verkündete, das Brod ſei alle und der Wein, in dem kleinen Fäßchen und ſie müßten jetzt die Mehlfäſſer und das große Weinfaß, ihre Hauptvorräthe, die im unterſten Gemach verborgen waren, anbrechen, um friſch zu backen. Schlugger der Mähre wurde hinunter geſchickt, einen friſchen Trunk zu holen und ein Mehlfaß herauf zu bringen. Nach kurzer Zeit kam er aber wieder und rief die andern hinab in das Gemach. Und

sie sahen zu ihrem Schrecken, daß die Mehlfässer und das Weinfaß leer waren. Wie sie es aber genau untersuchten, entdeckten sie, daß der Schaden von Mäusen herrührte, die das Weinfaß angefressen hatten, daß sein Inhalt ausgelaufen war und das Mehl verzehrt und verdorben hatten. Und doch hatten sie früher keine solchen Thiere bemerkt. „Der Thurm führt mit Recht seinen Namen," rief Stüssi aus Waadt, „hol der Teufel das alte Rattennest. Jetzt können wir uns die Stiefelsohlen braten oder Mehl aus Ziegelsteinen klopfen." Der alte Korporal aber sagte ernst: „Ich wußte es vorher, das ist der Fluch!" Darauf hielten sie Rath, was zu thun sei. Schlugger, der Mähre, bestand darauf, den Thurm zu übergeben, weil aber der alte Friedländer drohte, jedem den Schädel einzuschlagen, der von Ergebung spräche, wurde einstimmig beschlossen, auszuharren bis zum letzten Mann. Gegen Abend fünf Uhr hatte Schlugger und Giacomo, der Lombarde die Wache. Schlugger redete dem andern zu, sie wollten davon und zum Feinde übergehen, denn es sei ein schlechtes Loos für einen Kriegsmann, elendiglich zu verhungern. Als nun Giacomo sich bereitwillig finden ließ, legten sie ihre Waffen bei Seite, schwangen sich über die Brüstung des Thurmes und winkten den Schweden mit einem weißen Tuche, zum Zeichen des Friedens. Alsbald stieß auch ein Nachen von der feindlichen Seite ab, die beiden aufzunehmen. Der Korporal aber gewahrte durch das Fenster das herankommende Fahrzeug. Er stieg hinauf auf den Thurm, zu sehen, was es gäbe, fand aber die Platte leer, die Posten verschwunden und sah sie noch an der Mauer hängen und des Kahnes warten. Zornig ergriff er einen Stein und warf ihn den Giacomo dermaßen an den Kopf, daß er todt in das Wasser stürzte. Als das der Schlugger bemerkte, sprang er selbst hinab, um schwimmend das Fahrzeug zu

erreichen. Der Korporal aber nahm den Haken, den sie weggesetzt hatten und schoß den Flüchtling durch den Rücken, daß die Wellen ihn todt dahin trieben. Beide Leichen blieben weiter unten an den Felsen des Binger Loches hängen und wurden von den Schweden herausgefischt, die heute nichts weiter unternahmen. Am andern Morgen aber kamen sie mit zwei Kähnen nach dem Thurme, legten an und begannen die Mauer zu ersteigen, wo sie von den Flüchtlingen die Stelle zum Klettern gesehen hatten. Drei bis vier büßten ihre Kühnheit mit dem Tode, von den Kugeln der vier Zurückgebliebenen getroffen, stürzten sie in die Wellen. Aber auch Funkel, der Baier und Schnepper, der Mecklenburger waren von den Kugeln der Feinde zum Tode getroffen worden, denn sie dienten den Schützen vom jenseitigen Ufer zum sichern Ziele, weil sie auf der offenen Platte des Thurmes sein mußten, um die kletternden Feinde abzuwehren. An vier verschiedenen Seiten stiegen jetzt die Schweden empor und nur noch zwei Mann waren zur Vertheidigung. Jetzt hatte einer den Thurm erstiegen. Rüstig packte ihn Stüssi, der Schweizer, ihn hinab zu werfen, aber der Schwede hielt sich fest an ihn und mitten im Ringen stürzten beide in die Fluth. Der alte Korporal, der noch allein war, warf das Feuergewehr weg, um mit dem Laden keine Zeit zu verlieren. Er versuchte Steine loszubrechen und sie auf die Stürmenden hinab zu werfen, aber vergebens. Die Mauer widerstand seinen Anstrengungen und es gelang ihm nicht, einen Stein los zu machen. Da sah er, wie schon von allen Seiten die Köpfe der Feinde über den Thurm kamen und er nahm die Lunte, eilte die Treppe hinab, die Fallthüre hinter sich verschließend und entschlossen, sich mit den Schweden in die Luft zu sprengen. Schon hörte er über sich die Feinde, hörte, wie die Fallthüre unter ihren Schlägen krachte und brach, hörte

sie die Treppe herabstürmen — da hatte er das Pulverfäßchen offen. Er hielt die Lunte hinein — aber zischend, als wäre sie in Wasser getaucht, verlosch sie, das Pulver zündete nicht. „Das ist der Fluch," murmelte der Alte und nahm sein Schwert sich zu vertheidigen.

Die Feinde drangen in das Gemach, noch zwei büßten mit dem Tode ihre Kühnheit, da sank der alte Soldat von einem Speerstoß getroffen, todt zu Boden, der letzte der sieben Wächter.

So wurde der Mäusethurm von den Schweden im Jahre 1639 erobert. Sie machten aber ein großes Grab und legten alle sieben hinein, denn die in das Wasser Gefallenen hatten sie aufgefischt, weil sie alle an ein und demselben Felsen hängen geblieben waren, und so ging es in Erfüllung was der alte Korporal voraus gesagt hatte.

Der Thurm steht noch heut zu Tage fest, trotz seines Alters, und kein hohes Wasser, kein Eisgang vermag seine Fugen zu erschüttern. Und es leben viele, die noch jetzt die graue, gespenstige Gestalt gesehen haben wollen.